

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-339171](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339171)

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

Ausgestandene Todesangst.

In der Kajüte eines Dampfschiffes, das mühsam den Rheinstrom aufwärts fuhr, saß eine kleine Gesellschaft beisammen, und verkürzte sich die Zeit und die Langeweile mit allerlei Gesprächen. Da kam auch die Rede auf Wassergefahren, worin das Leben hart bedrohet war, und Einer aus der Gesellschaft, ein Weitgereister, sagte, daß er da ein Stücklein aus seiner eigenen Erfahrung erzählen könnte, woran er heute noch nur mit Angst und Schrecken zurückdenke; wenn's der Gesellschaft angenehm wäre, so würde er gern seine Erzählung zum Besten geben. Mit diesem Vorschlag war natürlich Jedermann gleich zufrieden, und da der Vortag glaubt, daß das Stücklein, im Dampfschiff erzählt, auch im Kalender nicht ohne Interesse werde gelesen werden, so theilt er solches, oder läßt es vielmehr durch den der es erlebt hatte, seinen geeigneten Lesern selbst mittheilen. Dieser erzählt wie folgt:

Wegen naturwissenschaftlicher Untersuchungen hielt ich mich längere Zeit in Westindien auf. Bei stillem Wetter fuhr ich zuweilen in einem kleinen Segelboote ganz allein eine Strecke in das Meer hinaus, wo ich dann auf Felsen und Sandbänken allerlei Muscheln, Seethiere und Seegewächse suchte. Das hatte ich auch eines Tages gethan, als ein Unfall eigener Art mich betraf.

Das Meerwasser ist in jenen Gegenden von wunderbarer Klarheit, so daß man auf 100 bis 150 Fuß Tiefe durchschauen und Alles genau bemerken kann, was auf dem Grunde der See befindlich ist und dort vorgeht. Dabei wimmelt jenes Gewässer von Haifischen, die gefräßiger und furchtbarer sind als irgend ein vierfüßiges Raubthier. Sobald sich ein Schiff oder ein Boot in See begibt, begleiten sie dasselbe streckenweit, ja oft auf viele Meilen, und verschlingen Alles was etwa über Bord fällt oder geworfen wird. Auch an jenem Tage fehlten mir die lästigen Begleiter nicht; ich sah sie in dem klaren Wasser in Menge herumschwimmen. Doch in meinem Boote war ich sicher, und bei dem herrlichsten Wetter von der Welt ahnete ich nicht im geringsten eine Gefahr.

Mit Hilfe der Ebbe war ich vom Lande weggefahren, mit Hilfe der Fluth dachte ich dahin zurückzukehren. Möglich aber störte mich eine seltsame, noch unerklärte Naturerscheinung in

die größte Lebensgefahr. Es entstehen nämlich oft bei dem heitersten Wetter mitten im Meere ungeheurere Wogen, die mit immer verstärkter Kraft dem Lande zurollen, wo sie sich schäumend am Ufer brechen. Niemand weiß, bis heute noch nicht, wodurch diese Wellen entstehen; die Schiffer nennen sie Koller, und den kleinen Fahrzeugen sind sie sehr gefährlich. Einen solchen Koller gewahrte ich plötzlich vom Meere aus auf mich zukommen. Vergebens war mein Bemühen ihm auszuweichen; er erfaßte mein Boot, warf es auf einen Felsen und zertrümmerte es wie eine zerbrechliche Flasche. Bei dieser Gelegenheit ward ich tüchtig geschunden und gequetscht, behielt aber Besinnung genug mich an dem Felsen festzuklammern und so die nächstfolgenden Wogen glücklich über mich wegbrausen zu lassen. — Mein erster Gedanke waren die Haifische, und ich kletterte den Felsen eilig hinan, bis ich trockenen Fußes stand.

Bald wurde das Meer wieder so still und ruhig wie zuvor, und ich konnte meine Lage überschauen. Ich stand auf einem einzelnen Felsen mitten im Wasser; die zerspreuten Stücke meines Bootes trieben auf dem Meere herum. Die Entfernung vom Lande betrug ungefähr drei tausend Schritte; ich hätte wohl durch Schwimmen dahingelangen können, wenn nur die furchtbaren Haifische nicht gewesen wären. Ich sah mich nach ihnen um — und richtig, wenigstens zwanzig dieser Ungeheuer umschwammen den Felsen und lauerten auf ihr Opfer. Zwar schützte mich der Felsen vor ihren Angriffen; allein wie lange konnte dieß dauern! Eben war der niedrigste Stand der Ebbe; binnen einer halben Stunde mußte die Fluth eintreten, und ich konnte nicht wissen ob der Felsen dann nicht von dem Meere überdeckt würde. Ungefähr 5 bis 6 Fuß ragte mein Rettungsstein aus dem Wasser hervor, das zur Zeit der Fluth 6 bis 8 Fuß steigt, wo ich dann bis an den Leib in demselben hätte stehen müssen und die Haifische mich unfehlbar hätten erreichen können.

Alle diese Betrachtungen und Berechnungen drängten sich mir sehr rasch auf, und waren wohl geeignet mich unruhig zu machen. Ich bestieg den höchsten Punkt des Felsens, nachdem es mir gelungen war das Ruder meines zerschellten Bootes aufzufangen. Dieses Ruder diente mir als Fahnenstange; ich band nämlich

meinen Rock daran und hielt es aufrecht, in der Hoffnung daß man vielleicht vom Ufer aus mein Zimmerzeichen erblicken werde. Zu gleicher Zeit trocknete dadurch mein ganz durchnässter Rock. Uebrigens hatte ich wenig Hoffnung vom Lande aus Hilfe zu erhalten, denn die nächsten Wohnungen lagen landeinwärts wenigstens eine Stunde von der steinigten, unfruchtbaren Küste hinter Felsblöcken. Doch was thut man nicht um sich vor dem nahenden Tode zu retten? Einer der am Ertrinken ist sucht sich an dem Strohhalme festzuhalten.

So stand ich also verlassen und einsam im Meere, die Seele mit Todesfurcht erfüllt. — Die Fluth begann. Höher und höher stiegen ihre Wellen — sie bedeckten den breiteren unteren Theil des Felsens; unablässig umschwammen die gierigen Haie meinen Zufluchtsort, ihr Instinkt mochte ihnen sagen, daß das steigende Wasser sie sicher ihre Beute werde erhaschen lassen. Es waren grauenvolle und schreckliche Stunden die ich dort oben auszustehen hatte. Von Zeit zu Zeit warf ich einen Blick nach dem Lande, ob kein Boot abfahre zu meiner Rettung. Nichts, nichts! Und unwillkürlich fiel mein Auge wieder auf die Ungeheuer der See; mit Herzklopfen berechnete ich jeden Zoll, den das Wasser stieg oder noch steigen konnte. Heiß brannte die tropische Sonne auf mich herab; zu meiner Todesangst gefellte sich ein brennender Durst — noch einen Fuß durfte die Fluth steigen, und sie erreichte meinen Standpunkt. Ich schaute nach meiner Uhr — es war noch eine Stunde bis zu der größten Höhe der Fluth — in dieser Stunde konnte sie noch zwei Fuß steigen — es begann vor meinen Augen zu flimmern — näher und näher sah ich die Haifische herankommen — schon war das Wasser hoch genug, daß sie über den niedrigeren Theil des Felsens schwimmen konnten — noch wenige Zoll und die Fluth hatte mich erreicht! . . .

Angstvoll strengte ich meine erlöschenden Augen an; keine Rettung war zu hoffen und eine unheimliche Stille herrschte; die drückende Schwüle des heißen Sommertages lagerte auf der ganzen Natur; nicht einmal ein Wölkchen am Himmelsgezelt zeigte die leiseste Bewegung — da fühlte ich meine Füße naß werden — bald stand ich bis an die Knöchel im Wasser! Meine Gedanken verwirten sich; das Athmen wurde mir schwer; krampfhaft umfaßte ich mein Ruder, um mich gegen die heranbrängenden Haie zu vertheidigen, um den letzten Kampf zu wagen. Jetzt erreichte das Wasser meine Waden — die

Raubfische schossen wie wüthend umher und schnellten sich vorwärts; sie drängten einander weg; jeder wollte das sichere Opfer zuerst erreichen!

Ich fühlte meine Kräfte schwinden, fühlte daß ich nicht länger mehr werde aufrecht stehen können, sondern daß ich umsinken müsse! Da kam's mir plötzlich vor als höre die Fluth zu steigen auf — ängstlich zählte ich bis hundert — das Wasser stieg wirklich nicht mehr — ich zählte bis zweihundert — Gott sey Lob und Dank, das Wasser stieg in der That nicht mehr! Welch ein Strahl der Hoffnung! Nun konnten die Haifische nicht bis zu mir heraufdringen. Noch eine ängstliche Viertelstunde verging — da fing das Wasser an zu fallen, und bald stand ich wieder trockenen Fußes auf dem Felsen. Halb ängstlich, halb freudig beachtete ich das Sinken des Meeres; gierig zählte ich die einzelnen Stellen des Felsens, die anfangen aus der See wieder aufzutauschen, hier eine, dort eine zweite und dritte, sie wurden größer, sie traten immer mehr hervor — da hielten meine Kräfte nicht länger mehr aus — erschöpft sank ich zusammen. Meine Gedanken wurden wirr; ich zog meinen Rock über den Kopf zum Schutz gegen die sengenden Strahlen der Sonne und verlor endlich völlig das Bewußtseyn. War's eine Dymmacht die mich überfiel, war's der Schlaf der mich überschlich? ich weiß es nicht.

Zwei Stunden mochte ich so gelegen haben, als ich, von einem ängstlichen Traume gequält, hoch emporfuhr. Eine große Boaschlange, so träumte mir, hatte mich erfaßt, mich umwunden, und öffnete ihren heißhathnigen Rachen um mich zu verschlingen. Schwer aufsteufzend blickte ich um mich; die Gefahr in der ich geschwebt, mit all ihren Schrecken, trat rasch vor meine wache Seele; ich sprang empor und athmete hoch auf, da ich mich auf dem trockenen Felsen fand. Nachdem ich mir meine ganze Lage noch einmal gegenwärtigt hatte, fühlte ich eine große Erschlaffung, eine unbezwingliche Neigung zum Schlafen. Und doch konnte der Schlummer mir gefährlich werden. Wenn mich die Fluth im Schlaf überraschte, war ich unrettbar verloren, denn immer noch umkreisten die Haifische meinen Zufluchtsort; sie mochten mich als eine Beute betrachten, die ihnen unmöglich entweichen konnte.

Jetzt neigte sich die Sonne zum Untergange; erschöpft wie ich war hätte ich noch einmal die Qualen und die Anstrengungen des Stehens bei der wiederkehrenden Fluth nicht ertragen. Eine schwache Hoffnung blieb mir; ich wußte daß die

Küstenbewohner gegen Abend auf den Fischfang auszufahren pflegten; konnten sie mich da nicht gewahren und glücklich vom Tode erretten! Und so geschah es auch!

Die Fluth hatte die Trümmer meines Nachens an den Strand geworfen; die Fischer erkannten dieselben und schlossen daraus gleich auf einen Unfall, der mir begegnet seyn mußte; ich war in der ganzen Gegend bekannt und, wie ich mir rühmen darf, auch beliebt. Deßhalb späheten sie nach mir aus und hatten auch mein Nothzeichen erblickt. Ungesäumt machten sie sich an das Rettungswerk, das glücklich von Statten ging, denn sonst könnte ich heute nicht von meiner ausgestandenen Todesangst hier erzählen.

Als ich an's Land kam und festen Boden unter meinen Füßen fühlte, lief ich ein Stück Wegs in's Land hinein; es war mir als müßte ich dem Meer und seinen gierigen Haien entfliehen, die mir nachsetzen wollten. Uebrigens zog mir die ausgestandene Angst eine hitzige Krankheit zu, die mich ziemlich lange an das Lager fesselte; in meinen Fieberträumen hatte ich's dann immer mit der steigenden Fluth und mit den mich umkreisenden Haifischen zu thun, die gierig den weiten Nachen mit den scharfen Zähnen gegen mich aufsperrten. — So weit die Erzählung, welcher die kleine Gesellschaft in der Dampfschiff-Kajüte gespannt und aufmerksam zugehört hatte, und der Bote glaubt sicher annehmen zu dürfen, daß der geneigte Kalenderleser auch Theilnahme dabei empfunden hat, und dem armen Mann auf dem Felsen so recht von Herzen eine glückliche Rettung wünschte.

Des Seemanns Rache.

(Mit einer Abbildung.)

Gewiß haben schon die meisten Leser des Hin- und Vordringenden Boten den Namen des berühmten niederländischen Seehelden de Ruyter gehört, welcher in der hochdeutschen Sprache so viel bedeutet als Reiter, und fast auch so ausgesprochen wird. Von diesem de Ruyter wußten wir etwas zu erzählen. — Gar Mancher trägt auf Erden einen Namen, dessen Bedeutung mit seinem Charakter, seinem Treiben und Lassen nicht im Geringsten im Einklang steht; so ging's auch diesem Michael Adriaanszoon de Ruyter, dem tapfern und uersprochenen holländischen Admiral, der aber, trotz seines Namens, kein Reiter und Pferdebesitzer war, ein Fehler den der Bote, dem sein Stelzfuß das Reiten verbietet, mit dem ehren-

werthen Seehelden gemein hat. — Doch zur Geschichte.

De Ruyter war eines armen Seilers Sohn, und mußte diesem in frühesten Jugend schon das Rad drehen. Später kam er als Schiffsjunge auf's Meer und blieb so lange im Dienste, bis er durch Muth, Verwandtheit und Kenntnisse sich bis zum Steuermann und endlich bis zum Schiffskapitän emporgeschwungen hatte. Weisheit sein ganzes Leben wurde durch weite Fahrten, Kriege und Siege zur See eingenommen; nur ausnahmsweise halte er auf dem festen Land zu thun. An den Küsten von Irland und von Portugal hatte er Heldenthaten vollbracht, hatte das stolze und hochfahrende England gedemüthigt, die Seeräuber des Mittelmeers scharf gezüchtigt, Schweden in Noth gebracht, mit Tromp und den übrigen holländischen Seehelden den Sturm zurückgetrieben, welcher seinem Vaterland den Untergang bringen sollte. Frankreichs und Englands vereinte Flotten mußten vor Hollands siegreichen Schiffen die Flaggen streichen; dreimal hatte Ruyter den Sieg davon getragen, und wurde nun in den Haag zum Statthalter berufen, um in dieser Stadt weitere Verhaltungsbefehle zu empfangen. Es war im Jahr 1674; ein neuer Feldzug sollte beginnen. Wilhelm von Oranien, Hollands Statthalter, hielt an eben dem Tage, da Ruyter im Haag erschien, eine große Heerschau, bei welcher natürlich der Seeheld nicht fehlen durfte. Des Statthalters ganzes Gefolge war zu Pferd, und übel oder wohl mußte Ruyter sich auch bequemen ein Pferd zu besteigen, obgleich solches seine Sache gar nicht war. Lieber hätte er einen Sturm auf offenem Meer ausgehalten; doch zu Fuß nachzulaufen, das konnte Ruyter sich auch bequemen. Man führte dem berühmten Seemann ein Pferd vor; ziemlich ungeschickt schwang er sich in den Sattel und schloß sich den Staatsoffizieren an. Man ritt vor der Fronte des Heeres hin, und anfänglich ging das Ding ziemlich gut, bis der Statthalter gegen das Ende, einiger Schwankungen wegen, schneller zu reiten anfang, was dann sein Gefolge auch thun mußte. Die kriegerischen Trompeten schmeiterten und feuerten die Rosse zum Galopp an, was dem unerfahrenen Reiter gar nicht lieb war.

Er zog die Zügel seines Pferdes an, in der Meinung dasselbe langsamer gehen zu machen; allein unwillig schüttelte es den Kopf und schlug feurig hinten aus und bäumte sich. Ruyter wußte sich nun nicht besser zu helfen, als die Zügel fahren zu lassen, sich mit den Händen an des Rosses

Mähnen und am Sattelknopf festzuklammern, und ihm die Fersen tüchtig in die Weichen zu stemmen, ohne an die scharfen Sporen zu denken die man ihm angeschallt hatte. Da geberdete sich der Renner wie toll und wüthend, bockte und bäumte und schüttelte sich, und ruhete nicht eher bis er den Sieger in so mancher Seeschlacht in den Sand geworfen hatte, daß er alle Viere von sich streckte.

Dies gab ein allgemeines Aufsehen. Besorgt sprengte Wilhelm von Dranien selber herbei, stieg ab, und wollte den Gefallenen wieder aufheben, dem aber sein Sturz nicht das Geringste gethan hatte; er erhob sich allein von der Erde und dankte dem wohlwollenden Fürsten, dessen bewiesene Achtung ihm in der Seele wohl that. Mit heimlichem Ingrimm hingegen erfüllte ihn das spöttische Lächeln, das einige der Hofleute nicht unterdrücken konnten; sogar kamen ihm Aeußerungen zu Ohren die gar nicht schmeichelhaft für ihn waren: Dieß soll ein so großer Feldherr und Seeheld seyn, hieß es, und kann nicht einmal eine elende Mähre im Zaume halten!

Ruyter hatte keine Lust mehr zum Reiten, ließ Heerschau Heerschau seyn, und begab sich zu Fuß nach dem Schlosse zurück, wohin ihm der Statthalter, um ihn zu ehren, selbst das Geleite gab. Die übrigen Herren ritten. An der wohlbesetzten Tafel versammelten sich die gesammten Kriegsobersten, die den Tag unter Lust und Klang verjubilten und zu guter Letzt durch eine Einladung erfreut wurden, die Held Ruyter an sie ergehen ließ. Wenige Tage später sollte nämlich ein großes Gastmahl an Bord des stattlichen Admiralschiffes den Wiederklang zu diesem Feste bilden.

Der Tag erschien, das Wetter war günstig, die See still und ruhig. Segelfertig lag die Flotte auf der Höhe des Meeres, jedes Schiff war festlich ausgeschmückt und die Flaggen und Wimpel flatterten lustig an den Masten. Ruyter ließ die eingeladenen Gäste in Booten und Schaluppen abholen; auch der Statthalter Wilhelm von Dranien war dabei. Manche der Gäste kamen heute zum ersten Mal auf die offene See, die Reiften sahen zum ersten Mal solch eine Pracht schwimmender Festungen, aus denen die Kanonen drohend hervorschauten. Der Empfang war herzlich. Der Seeheld führte den Statthalter und seine Staabsoffiziere selbst auf der Flotte herum; minder angesehenen Beamte und Bedienstete wurden von anderen Hauptleuten umhergeleitet; hunderte von Booten umkreisten die Schiffe, von denen Jubelgesang und Freuden-

klang weit hinaus in die See schallte. Trotz seiner Gutherzigkeit hatte Ruyter den Spott der sogenannten Landratten nicht vergessen, sondern seine kleine Rache sich vorbehalten.

Um das rechte Gegenspiel zu liefern, hätte der Seemann die geschickten Reiter, die sich lustig gemacht hatten über seine geringe Reitkunst, zur Zeit des Sturmes ins schwankende Boot rufen, ihnen das Steuerruder in die Hand geben, und sie hinauf klettern machen sollen in das Tauwerk der Segel und Masten. Allein dieß Alles wäre zu haszbrechend für die Spötter gewesen, und allzu übel sollte ihnen doch nicht mitgespielt werden. Eine kleine Fahrt auf der See wurde jetzt gemacht, nach welcher man auf dem Admiralschiff an die wohlbesetzte Tafel ging. Ringsum war der ganze weite Raum herrlich aufgeputzt, und man erblickte nichts als fröhliche Gesichter.

Zuoberst am Tische saß der Statthalter, neben ihm Michael Adrianszoon de Ruyter mit seinen ersten Hauptleuten; dann folgten die übrigen Gäste. Alles war ausgesucht und köstlich, und ganz des hohen Gastes und seines Gefolges würdig. Lebhaftes Gespräch und lustige Unterhaltung gaben vollends die ächte Würze. Jetzt erhob sich Ruyter, schwang hoch sein Glas und brachte den ersten Trinkspruch aus auf das Wohl und Heil der Vereinigten Staaten und des gefeierten Statthalters. Alle Gäste erhoben sich; als wackere Holländer treu dem Vaterland ergeben, schickten sie sich an dem Admiral nach geendigter Rede Bescheid zu thun auf des Landes Wohlfahrt; auch sie erhoben hoch die Gläser um schmetternd anzustoßen, als mit einemmale die furchtbare Seite des Admiralschiffes, das seine hundert und zwanzig Kanonen zählte, wie durch einen Blitzstrahl entzündet, seine Feuerchlünde losdonnert, das Schiff sich herumwälzt und in seinen innersten Fugen krachet und erzittert.

Die Seeleute ausgenommen, die wußten welchen Spaß der Admiral als Rache im Schilde führte, hielt keiner der Anwesenden den furchtbaren Stoß, die gewaltige Erschütterung aus. Alle purzelten mit ihren gefüllten und hoch empor gehaltenen Gläsern zu Boden (siehe die gegenüber stehende Abbildung); nur der Statthalter blieb fest auf den Beinen, weil ihn Ruyter und sein linker Nebenmann mit kräftigem Arm umfaßt hatten, ihn vor dem Falle zu schützen. Aber die spöttischen Staabsoffiziere und die sonstigen Beamten hatten eine völlige Niederlage erlitten; Einige lagen an den Wänden, Andere unter dem Tische, und waren ganz mit Wein übergossen, den sie, anstatt ihn zu trinken, über Köpfe, Ges-



Des Seemanns Rache.

sichter und Kleider geschüttet hatten; einige hatten in ihrem Falle Teller und Platten und Schüsselfein mit sich zu Boden gerissen, und allerlei Brühen und Saucen und Speisen schmückten ihre betresten Röcke und Beinkleider. Es mag ein wahrhaft drolliger Anblick gewesen seyn, als sie so wie Kraut und Räs unter und über einander lagen; auch mußten der Statthalter und die Seemänner sich den Bauch halten vor lauter Lachen, sonst hätte er ihnen verpringen können. Nur der Admiral behielt seine ernste Fassung. Nachdem der Donner der Kanonen des Admiralschiffes von den übrigen Schiffen beantwortet worden, und das Krachen und Gelärme verhallt war, schaute Ruyter der Held ruhig lächelnd über den Gräuel der Verwüstung, zu der sein Trinkspruch auf des Vaterlandes Wohl das verabredete Zeichen gegeben hatte, und rief in guter Laune den gefallenen Herren zu: „Liebwertheste Herren und Freunde, vergeht, ich wollte euch nur zeigen wie der Ruyter reitet!“ —

Die Herren waren klug genug einzusehen, daß sie gestraft worden für ihren ungeziemenden Spott und ihre Schadenfreude bei des Admirals Sturz vom Pferde, und daß sie nichts Besseres thun könnten, als mitzulachen über ihre Niederlage, was sie auch thaten. Ohne Groll schied die Gesellschaft von einander, nachdem zuvor Haare, Gesichter und Kleider von den Spuren der erlittenen Niederlage gesäubert worden; Alle hatten beim Fortgehen die günstigste Meinung von Ruyter, und es kam Keinem mehr in den Sinn sich über ihn lustig zu machen wegen seiner Ungeschicklichkeit im Reiten; auf seinem Elemente da war der unerschrockene Held zu Hause, und beim Ritt auf den Wogen des Meeres da ging er Keinem aus dem Wege.

Die belohnte Genügsamkeit.

Ein englischer Bischof hatte die schöne und fromme Gewohnheit, die Armen aus seiner umfangreichen Nachbarschaft zweimal wöchentlich in seinen Palast kommen zu lassen, sich nach ihren Bedürfnissen zu erkundigen, und dann mit Rath und That sie zu unterstützen. Der Ruf seiner Großmuth lockte eines Tages eine arme Wittwe mit ihrer einzigen dreizehnjährigen Tochter in die bischöfliche Wohnung. Als die Reihe vorgelassen zu werden an sie kam, fiel dem Bischof, als großem Menschenkenner, die anständige Haltung der Mutter und die empfehlende Demuth der Tochter auf, und mild und liebevoll erkundigte er sich

nach ihrem Anliegen, und ermutigte sie, ihm ohne allen Hehl ihre Lage zu entdecken.

Erzählend und mit Thränen in den Augen vertraute ihm die Mutter ihren Kummer. „Mylord,“ sagte sie, „durch wiederholte Unglücksfälle, die ich Ihnen nicht alle mehr erzählen kann, sehe ich mich dahin gebracht aus meiner Wohnung gejagt zu werden; die Hausmiete die ich schulde beträgt 5 Guineen; trotz unseres Fleißes und der größten Sparsamkeit war's mir nicht möglich unseren hartherzigen Hausherrn zu befriedigen, der sehr gegen mich erboßt ist, weil ich schändliche Anträge, die er mir machte, mit Entrüstung und Abscheu zurückwies. Wenn ich ihm bis heute Abend oder morgen früh den rückständigen Zins nicht bezahle, so läßt er mich auspfänden und auf die Strafe setzen. Wollten Sie, ehrwürdiger Herr Bischof, sich Ihres Ansehens bedienen, um uns vor der Gewaltthätigkeit dieses graufamen Mannes zu beschützen, so würden wir Ihnen ewig dankbar dafür seyn. Wir wollen gern unseren Fleiß und unsere Sparsamkeit verdoppeln um, so bald wie möglich, die Schuld entrichten zu können.“ —

Der Bischof konnte der edeln und genügsamen Wittwe seine Bewunderung nicht versagen, und sprach ihr Muth und Trost ein. Hierauf schrieb er ein Briefchen, übergab es der Frau, mit dem Bedeuten, damit zu seinem Haushofmeister zu gehen, der ihr, bei Vorweisung desselben, fünf Guineen für ihre Hausmiete einhändigen werde. Mutter und Tochter ergoßen sich in Worten des Dankes, und suchten den Haushofmeister mit leichtem hoffnungsvollem Herzen auf.

Der Mann las das Briefchen und zählte dann sogleich der erstaunten Wittwe fünfzig Guineen vor. „Da muß ein Irrthum obwalten,“ sagte sie, „der Herr Bischof hat mir nur fünf Guineen bewilligt, und mehr brauche ich auch nicht; mehr kann ich nicht annehmen.“ — Der Haushofmeister versicherte, daß sein Herr von fünfzig Guineen spreche, und daß er seinen Befehl vollbringen müsse. Doch die Wittwe war nicht zu bewegen mehr als fünf Goldstücke anzunehmen, und sagte immer, der Herr Bischof müsse sich verschrieben haben.

„Nun, wißt Ihr was, liebe Frau,“ sagte endlich der Haushofmeister, „gehst mit mir zum Herrn Bischof, da wird sich die Sache schon aufklären.“ — Also geschah's. — Mit freundlicher Ruhe hörte der edle Bischof die Sache an, und sagte dann lächelnd: „Es ist freilich wahr daß ich mich geirrt habe als ich fünfzig Guineen schrieb; gebt mir den Schein wieder, brave Frau, ich

will ihn unändern, oder vielmehr einen ganz andern schreiben.“

Der Bischof reichte den neuen Schein der Wittwe, mit den Worten: „So viel Aufrichtigkeit, Rechtschaffenheit und Gemüthsamkeit verdient Belohnung; hier ist meine Order. Ihr erhaltet nun fünfhundert Guineen ansbezahlt; gehet geschwind und traget dem unbarmherzigen Eigenthümer die Schuld ab; beziehet dann eine andere Wohnung und bezahlet die andern Gläubiger, denen Ihr noch schuldet; mit dem was übrig bleibt stattet Ihr einst Euere Tochter aus. — Lebet wohl! Gott der Herr sey mit Euch!“

Isaaks Ehrlichkeit und Dankbarkeit.

Vor mehreren Jahren lebte zu Karlsruhe ein Jude, Namens Isak, der sich lange Zeit vom Handel mit alten Kleidern ernährte, wobei aber gar schmale Bissen abfielen. Doch dankte er seinem Gott, daß er ihm wenigstens dieses gab, und war in seiner Dürftigkeit genügsam und zufrieden.

Jetzt kam anderes Herzeleid über ihn. Schnell hinter einander starben ihm zwei Kinder, und um die Begräbniskosten zu bestreiten, mußte er fast alle seine Habseligkeiten verkaufen. Zudem wurde seine Frau krank, mit der er zwanzig Jahre in Liebe und Frieden gelebt hatte, und da er sie selbst pflegen mußte, so konnte er nicht auf Verdienst ausgehen, und mit jedem Tage wurde die Noth größer. Mehr als ein Mal ging er hungrig zu Bette, ohne zu wissen von wannen am folgenden Tage das Geld herkommen sollte zu Brod und Arzneien.

Isak wandte sich an seine wohlhabenden Glaubensgenossen, deren es viele zu Karlsruhe hat, und stellte ihnen seine Noth vor; allein er wurde hart abgewiesen. Nicht besser ging es ihm bei verschiedenen Christen. Doch trug er sein Schicksal mit Geduld, und vertraute auf den Gott welcher die Unglücklichen nicht von sich stößt, und auch den jungen Raben ihr Futter gibt.

Eines Tages, da eben die Noth recht hoch gestiegen war, und er betrübten Herzens über die Straße ging die nach Ettlingen führt, rief ihn ein junger Herr zu sich, und bot ihm einige abgelegte Kleidungsstücke zum Verkauf an. Sie waren bald des Handels einig. Allein der arme Isak hatte kein Geld, und bat daher den jungen Herrn ihm die Sachen aufzuheben bis er wieder komme. Dieser willigte ein, und freudig eilte Isak fort zu seinen Bekannten, sie um einen Vor-

schuß anzusuchen, denn der Handel war sehr vortheilhaft und versprach einigen Gewinn. Doch überall war sein Anklopfen vergeblich. Er mußte daher zu dem jungen Herrn zurückkehren und ihm traurig eingestehen, daß er die Kleidungsstücke, aus Mangel an Geld, nicht kaufen könne.

Diesem hatte des Juden ganzes Betragen recht gut gefallen; sein Aeußeres und jedes seiner Worte zeugten von Ehrlichkeit, und nach kurzem Bedenken machte er dem geldarmen Käufer den Vorschlag, die Kleidungsstücke auf sein ehrliches Gesicht hin mitzunehmen, und ihm den Kaufpreis später zu entrichten, wenn seine Finanzen in besseren Umständen wären. Isak dankte herzlich für dieses gute Zutrauen, nahm das Anerbieten an und trug die Sachen höchst erfreut nach Hause.

Hier untersuchte er nochmals recht genau, was daraus zu lösen seyn möchte. Indem er ein Paar Hosen emsig musterte, fühlte er zwischen dem schwarzen Oberzeuge und dem Futtertuche etwas Hartes. Neugierig nimmt er die Schere zur Hand, trennet das Futter auf, und siehe — drei blanke Friedrichsd'or glänzen ihm entgegen, die durch ein Loch in der Tasche hinuntergerutscht waren.

Schnurstracks kehrte Isak zu dem menschenfreundlichen Verkäufer zurück, der ganz erstaunt war über die Ehrlichkeit des armen Kleiderjuden. Gerührt reichte er ihm die Hand und sagte: „Höre, lieber Freund, ich besinne mich daß mir das Geld vor Jahr und Tag abhanden gekommen ist; schon längst hab' ichs für verloren gehalten und mir's völlig aus dem Sinn geschlagen. Es soll nun dein seyn; du hast meinen Glauben an die Ehrlichkeit der Menschen, der schon manchmal zu wanken begann, wieder befestigt; die Kleider schenk' ich dir auch, du bist mir also nichts, gar nichts schuldig.“

Tief gerührt dankte Isak dem wackeren jungen Manne für die gute Meinung die er von ihm hatte, machte aber Schwierigkeiten das Geld anzunehmen, weil es ihm dünken wollte, als sollte seine Ehrlichkeit Lage wohl kenne, und ihm das Geld zusandte, damit er sein krankes Weib dafür pflegen, und sich selbst ein besseres Loos bereiten könne. Isak gab endlich nach, ließ sich das Geld aufdringen und ging mit heißem Danke gegen Gott und den jungen Herrn, den

er zum Werkzeug sich erkoren, leichten Herzens nach Hause. —

Glücklich genas die kranke Frau; auch der kleine Handel erweiterte sich, und nach Verlauf einiger Jahre lebte der arme, aber ehrliche Jsaak, in einer Art von Wohlstand. Dankbar hatte er immer seines Wohlthäters gedacht, und suchte ihm jetzt, da er die Mittel dazu besaß, eine kleine Freude zu machen als sichtbares Zeichen seiner Dankbarkeit. Der edle Menschenfreund war ein großer Liebhaber vom Rauchen, was Jsaak wohl wußte; er ließ daher eine silberne Rauchtabackbüchse für ihn machen, worauf die Worte eingegraben waren:

„Aus Dankbarkeit vom armen Jsaak.“

Mit großer Freundlichkeit nahm der Retter aus der Noth das dargebotene Geschenk auf, machte häufigen Gebrauch davon, und erzählte bei gegebenem Anlasse gern das schöne Beispiel von hoher Ehrlichkeit.

Gewiß wünscht mancher Leser mit dem Vortexten: Möchten doch alle Menschen, sowohl Christen wie Juden, und Türken wie Heiden, dem ehrlichen Jsaak aus Karlsruhe gleichen, und möchten doch alle Bedrängten immer solch einen menschenfreundlichen Retter finden. Das walt Gott!

Der wahre Muth.

Ein armer Tagelöhner ging im Winter 1762 früh Morgens in dem Gehölze des zu London gehörigen Hyde-Parks umher, und sammelte altes abgefallenes Holz. Er wird einen wohlgekleideten Herrn gewahr, der mit trauriger und unruhiger Miene auf- und niederläuft durch das Gebüsch. Der Tagelöhner hält ihn für einen Offizier in Bürgerkleidung, der sich vielleicht zu einem Zweikampf hier eingefunden, und nun seinen Gegner erwartet. Er kann seiner Neugierde nicht widerstehen, verbirgt sich hinter einer Eiche und wartet nun der Dinge die da kommen sollten. Der Herr zieht jetzt ein Pistol aus der Tasche, besteht das Schloß, klopft den Stein mit einem Schlüssel, wirft den Hut auf den Boden, setzt sich ins Gras, legt die Mündung der Pistole ans linke Auge und drückt mit der entschlossensten Verzweiflung ab. In einem Nu war dieß Alles geschehen. Aber der Schuß hatte versagt. Nun springt der Tagelöhner hinter der Eiche hervor, um den Unbekannten an seinem gottlosen Vorhaben zu verhindern, was er gleich gethan hätte wenn's nicht so schnell hergegangen wäre. Er

fällt dem Lebensüberdrüssigen in die Arme, und windet ihm die zweite Pistole, die er hervorgezogen, aus der Hand, bevor er sie ansetzen konnte. Der Fremde, wüthend über diese ungebetene Entwaffnung, zieht rasch einen Dolch heraus und hält ihn zum Stoße gegen den armen Tagelöhner empor, der ihn das Leben retten will. Dieser weicht ihm nicht aus, sondern blickt ihn ruhig und fest an. „Stoßet nur zu,“ ruft er, „ich fürchte den Tod eben so wenig als Ihr, allein an Geduld und Muth übertrefte ich Euch. Seit zwanzig Jahren leb' ich in Armuth und Kummerniß, hab' ein Weib deren Glieder von der Gicht gelähmt sind, und fünf nackte hilflose Kinder, die nach Brod schreien, das ich nicht täglich erarbeiten kann. Aber trotz dem möchte ich meinem Leben nicht selbst ein Ende machen, nicht selbst das Joch meines Elendes gewaltsam zerbrechen; ich stelle dieß dem Allwissenden anheim und murre nicht gegen ihn. Thut dasselbe, lieber Herr, und derlei böse Gedanken werden Euch nicht mehr in den Sinn kommen!“

Der Offizier wurde durch diese treuherzigen Worte gerührt; schweigend stand er eine Zeit lang da wie angewurzelt, vergoß dann einen Strom von Thränen, blickte, als wollte er Gott um Verzeihung ansehen, gen Himmel, zog seine Börse hervor und gab sie mit freundlicher Miene dem armen Lagner, mit dem Versprechen auch ferner ihn nicht zu vergessen. Er fragte nach seinem Namen, und gelobte ihm, eben so geduldig zu werden wie er, und mit Ergebung das Ungemach in Zukunft zu ertragen, das eine höhere Hand ihm auferlegt, bis dieselbe Hand es ihm auch wieder erleichtert oder abnimmt. „Du hast mich gelehrt, guter Freund,“ sagte er beim Abschied, „daß es kein Zeichen des Muthes ist wenn man sich selbst das Leben nimmt, sondern ein Zeichen der Furcht und Schwäche. Schöner und edler ist's wenn man im Unglück ausharret und auf den Höchsten hoffet!“

Die guten Tapeten.

Ein reicher und angesehenher Kaufmann der freien Handelsstadt Hamburg hatte sich ein großes und schönes Haus bauen, die Wände aber nicht mit Tapeten behängen, sondern einfach mit Gyps überziehen lassen. Mehrere Bekannten, die ihn in seinem neuen Hause besuchten, ließen die Meinung laut werden: „Schade, recht Schade daß die Tapeten fehlen! Alles im Hause ist ganz vortrefflich besorgt und eingerichtet, aber, wie

gesagt, ich hätte die Zimmer tapezieren lassen!“
 — „Dieß war so meine Ansicht“, antwortete lächelnd der Kaufmann, gab einem seiner Leute heimlich einen Auftrag, und ließ sodann für seine Freunde etwas Erfrischung auftragen, wobei er ihnen Gesellschaft leistete. Nach Verlaufe einer halben Stunde ging die Thüre des Zimmers auf, und des Kaufmanns Diener führte zwölf Kinder herein, alle mit neuer Kleidung angethan, in welcher sie sich ganz stattlich ausnahmen und sich recht glücklich fühlten.

Der Kaufmann stellte das freundliche Duzend vor seinen Gästen im Reihe und Glied auf gleich den Soldaten, und sprach ruhig und bescheiden: „Dieß, liebe Freunde, sind meine Tapeten! Sagt selbst, ist's nicht tausendmal besser das Geld, das ich brauchen würde um todte Mauern zu behängen, zu Kleidungsstücken für diese armen Kinder zu verwenden, die ohne dieses nur nothdürftig bekleidet wären und im kalten Winter vieles auszustehen hätten? — Die Besucher und Tadler mußten beschämt eingestehen daß sie dem menschfreundlichen Hausherrn Unrecht gethan. „Gewiß, meine Freunde“, fuhr dieser fort, es ist wahrlich Pflicht für uns, von unserm Ueberflusse einen Theil auf solche hilflose Geschöpfe zu verwenden; ist dieß nicht auch der Wille des guten Vaters im Himmel, in dessen heiligem Worte mit Nachdruck gesagt ist: „So du einen Nackenden siehest, so kleide ihn!“

Lieber sterben als lügen.

Ein Handwerksbursche, der lange Zeit ohne Arbeit herumreisen mußte und daher in Noth und Mangel gerieth, ließ sich in einer der großen deutschen Hauptstädte in den Soldatenstand anwerben, um Obdach, Kleidung und Brod zu erhalten. Allein bald nach seinem Eintritt in das Regiment erwachte mächtig in ihm die zärtlichste Kindesliebe für seine alte, ferne Mutter, die er immer mit baldiger Heimkehr getröstet hatte und mit seiner künftigen Meisterschaft, wenn sie ihm in Briefen ihre hilflose Lage kund that. Der junge Soldat vertraute seinen Kameraden den ihm drückenden Kummer, und bat die Erfahrenen um Rath was er machen sollte. Alle jedoch stellten ihm vor, daß jetzt an keine Entlassung zu denken wäre; er müsse nothwendig seine Dienstzeit treulich aushalten. Dieß war ein schlechter Trost für die sehnüchtige Kindesliebe, und Tag und Nacht brütete der arme Konrad darüber nach, wie er zu seiner lieben

guten Mutter gelangen könnte. Sein Abschiedsbegehren an den Hauptmann wurde natürlich rund abgeschlagen, und er bekam noch obenrein einen tüchtigen Wischer, daß er sich solch dummes Zeug in den Kopf kommen ließe.

Dieser Widerstand, der Konrads sehnlichstem Wunsch entgegengesetzt wurde, machte denselben nur desto lebhafter und feuriger, so daß er endlich den Entschluß faßte heimlich zu entfliehen. Er stand einst bei nächtlicher Weile Schildwache auf dem Stadtwall; Alles um ihn her war still und schweigsam; friedlich funkelten die Sterne hoch vom Himmel herab, und voll glühender Sehnsucht blickte er hinaus in die ihm verbotene Ferne. Konrad hatte nicht ohne sträfliche Absicht einen langen Strick heimlich mit auf den Wall genommen; diesen band er nun um sein Bajonnett, das er an der Mauer befestigte, und suchte auf diese Art langsam und vorsichtig sich hinab zu lassen in den Stadtgraben, und sodann das Weite zu suchen. Zu seinem Unglück aber brach das Bajonnett mitten entzwei, als er noch nicht die Hälfte der gefährlichen Fahrt über sich hatte, und er stürzte hinunter in den Graben und konnte sich nicht mehr aufrichten, weil er ein Bein gebrochen.

Groß war das Erstaunen des Korporals und des Soldaten, der seinen Posten einnehmen sollte, als sie kamen um ihn abzulösen und keine Spur mehr von ihm erblickten; bloß die Flinte stand im Schilderhäuschen. Der Korporal postirte die neue Schildwache und ging allein und kopfschüttelnd in die Wachtstube zurück. — Konrads Schmerzen preßten ihm ein lautes Gewinsel aus, das durch die Stille der Nacht herauf bis zu seinem Kameraden drang, dem solches ganz sonderbar vorkam. Als die Morgenämmerung anbrach, sah man den Verunglückten im Stadtgraben liegen, und als dieses auf der Wache bekannt wurde, ging der Unteroffizier, der Konrad wegen seines stillen, geregelten Verhaltens gut leiden konnte, sogleich zu ihm hin und fragte theilnehmend nach der Ursache seines Unglücks. Der arme Schelm gestand offenherzig, daß ein heftiges Verlangen seine gute, alte Mutter wiederzusehen, ihn auf den für ihn so unglücklichen Gedanken gebracht habe, sich über die Mauer herunter zu lassen und dann zu entfliehen.

„Bewahre Gott, so was darfst du nicht sagen!“ rief der Unteroffizier, „denn sonst bist du verloren; die Strafe des Deferteurs ist der Tod! Merke dir das und sage keine Albernheiten, wenn du von den Offizieren befragt wirst.“ — „Es gehe mit mir wie der liebe Gott will!“

antwortete Konrad getrost, trotz seiner Schmerzen, „aber unser Pfarrer und meine gute Mutter haben mir immer hoch anbefohlen, daß ich niemals lügen solle; ich will daher lieber sterben als eine Unwahrheit sagen; dies ist mein fester Vorsatz! Ich habe in meinem heißen, aber blinden Verlangen nach meiner alten Mutter, die Pflicht als Soldat vergessen, und deswegen Strafe verdienet. Ich bin ganz gefaßt darauf!“

Nachdem Konrads Wein wieder leidlich hergestellt war, versammelte sich das Kriegsgericht um das Urtheil über ihn zu sprechen. Der Angeklagte wich kein Haar breit von der lauterer Wahrheit ab, obgleich die Offiziere, die wegen dieser Wahrheitsliebe und seines früheren tadellosen Betragens ihm ihre Achtung nicht versagen konnten, im Stillen wünschten, daß er eine andere Ursache, als das Vorhaben zu desertiren, angeben möchte. Kein Mittel zur Rettung blieb übrig, und der Urtheilspruch mußte streng nach den Gesetzen gegeben werden. — Mit stiller Ergebung hörte sich Konrad zum Tode verurtheilen; mit Ruhe und Standhaftigkeit schritt er dem Richtplatz zu. Selbst der rohste Kriegsmann konnte sich nicht der Rührung und der Theilnahme bei diesem Anblick enthalten, und mußte Achtung empfinden vor dem frommen und standhaften Waffenbruder. Bereits kniete der arme Sünder auf dem Sandhaufen, hinter welchem sein Grab gehöht war; bereits hatten die zur Execution beordneten Soldaten ihre Gewehre geladen, als plötzlich ein Offizier in vollem Galopp heransprengte und schon von Weitem hoch in der Luft ein weißes Tuch flattern ließ. „Haltet ein, ich bringe Pardon! Um Gotteswillen, haltet ein!“ rief er so laut er nur konnte, und aus der so eben noch todesstillen Menge brach ein donnernder Freuden- und Jubelruf empor, und auf allen Gesichtern wurde die reinste Wonne sichtbar.

Konrads menschenfreundlicher Obrist hatte dem Landesfürsten den ganzen Hergang der Sache berichtet, und denselben gebeten, Gnade für Recht ergehen zu lassen, besonders aber des Soldaten kindliche Sehnsucht nach seiner alten Mutter, und seine ganz außergewöhnliche Wahrheitsliebe, die selbst der Gedanken an den Tod als Deserteur nicht erschüttern konnte, in Betracht zu ziehen, was der edle Landesvater auch mit Freuden that.

Der theilnehmende Leser kann sich denken wie's dem armen Konrad zu Muthe war, als er so ganz unverhofft das Leben geschenkt erhielt. Freudenthränen traten ihm in die Augen; dankend

blickte er gen Himmel, und ein stilles Gebet, dem Unwissenden allein hörbar, stieg aus der eben noch so beklommenen Brust empor. Dann rief er laut: „Doppelt lieb ist mir nun das Leben, als Preis der Wahrheit; ich will die Gnade redlich verdienen; Gott sey mein Zeuge!“ — Nicht nur war Konrad jetzt vom Tode des Verurtheilten gerettet, sondern er durfte sogar seine liebe Mutter auf einige Tage besuchen, und ihr eine Unterstützung einhändigen, die der Fürst ihr bewilligt hatte.

Nicht lange nachher brach Krieg aus, und Konrad sollte da Gelegenheit finden, seine Dankbarkeit für das geschenkte Leben thätlich zu beweisen. In der ersten Schlacht schon glückte es ihm seinem wackern Obristen, der, nur seinem Muthe folgend, mit Ungestüm auf den Feind eingedrungen war, und von diesem eng umzingelt wurde, aus der drohenden Gefahr zu befreien, und so dem Regimente den ermutigenden Befehlshaber zu erhalten, der seine Soldaten voran zum Siege führte, zu welchem eben Konrads Regiment den Ausschlag gegeben hatte. Seine kühne That kam dem Fürsten zu Ohren, der ihm dafür die goldene Ehrenmedaille nebst doppelter Zulage der Löhnung verlieh. Bescheiden aber und dankbar lehnte Konrad dieses Zeichen der fürslichen Gnade von sich, und sprach: „Ich kann und darf diesmal nichts annehmen; jetzt bin ich erst ausgeglichen mit meinem früheren Fehltritt, jetzt erst hab ich des Fürsten Geschenk, das er mit meinem verwirkten Leben mir machte, theilweise zurückerstattet. Das Ehrenzeichen und meines Fürsten Gnade will ich suchen bei einer andern Gelegenheit zu verdienen.“

Diese Gelegenheit blieb nicht allzulange aus, und zur allgemeinen Freude seiner Vorgesetzten und seiner Kameraden ward ihm zum zweiten Male die goldene Medaille zuerkannt und er zum Unteroffizier erhoben. Dankend nahm er jetzt die Huld des Monarchen an, und sandte regelmäßig das was die doppelte Löhnung ihm eintrug, seiner alten kranken Mutter, welcher er dadurch einen sorgenfreien Lebensabend verschaffte.

Ein Stücklein vom Betenlernen.

Ein reicher Bauer ging einmal — es ist schon ziemlich lange her — zur Beichte. Da fragte ihn der Beichtvater, ob er auch beten könnte, und ob er's täglich thue? Der Bauersmann mußte solches verneinen, und setzte ganz kleinlaut hinzu: „Ich habe zwar schon oft versucht, ein Gebet

auswendig zu lernen, konnte es aber niemals behalten; ich hab' leider einen gar schweren Kopf und ein kurzes Gedächtniß.“ — „Könnt Ihr denn auch nicht lesen und schreiben?“ fragte der Beichtvater weiter. „Ach nein, lieber Herr,“ antwortete der Bauer eben so kleinlaut; „hab's halt in meiner Jugend nicht gelernt, und jetzt will's gar nicht mehr gehen!“ — „Ja, wie macht Ihr's denn,“ forschte der Vater weiter, „wenn Ihr Geld, oder Korn, oder sonst etwas ausleiht, damit Ihr's nicht vergesst?“ — „Ei, so was kann ich schon behalten,“ schmunzelte der Bauer, „und vergiß es meiner Lebtage nicht; es fällt meinen Schuldnern schwer, mich zu betragen.“ — „Nun, wißt Ihr was,“ sagte der Beichtiger, „ich will Euch zur Buße auflegen, daß Ihr den armen Leuten, die ich Euch zuschicken werde, Korn leiht bis nach der Ernte, ohne sonstige Zinse; so viel Ihr ihnen leiht, so viel bringen sie Euch wieder.“ — Mit dieser leichten Buße war der Bauer ganz zufrieden, und ging vergnügt und ruhig nach Hause.

Tags darauf kam ein armer Mann zu dem reichen Bauer, der ihn gar nicht kannte. „Euer Beichtvater hat mich zu Euch geschickt,“ sagte der Arme, „und Ihr sollt mir zwei Sester Korn leihen bis nach der Ernte.“ — „Gut, weiß schon,“ entgegnete der Bauer, „doch, wie heißt Ihr?“ — „Mein Name ist Vater unser, und mit dem Zunamen heiß ich: der du bist im Himmel,“ sagte der Arme ganz ernsthaft. Der Bauer merkte sich den sonderbaren Namen, und streckte getrost die zwei Sester Korn vor.

Nach acht Tagen schickte der Vater einen andern armen Mann zu ihm, dem er den Namen gab: Geheiligt werde dein Name; mit dem Zunamen: zu uns komme dein Reich. Der Bauer schüttelte zwar über die seltsamen Namen den Kopf, prägte sie sich aber dennoch gut ins Gedächtniß, und ließ die verlangten zwei Sester Korn. Bald darauf kam wieder einer zu ihm, der hieß: Dein Wille geschehe; und mit dem Zunamen: Wie im Himmel also auch auf Erden — und so ging's noch eine Zeit lang fort bis zum Amen.

Als das Korn auf dem Felde anfang dürre und gelb zu werden, und die schweren Wehren zu Boden sich senkten, da erschien der Beichtvater selbst in dem reichen Bauernhofe, und fragte den schwerköpfigen Eigenthümer desselben, ob er jetzt das Veten gelernt hätte? — „Ach, nein, lieber Herr,“ entgegnete der Bauer, hinter den Ohren kratzend; „wer hätte mich's seitdem auch lehren sollen?“ — „Habt Ihr denn das Korn

den armen Leuten nicht geliehen, die ich Euch zugeschildet habe?“ — „Doch, ehrwürdiger Herr,“ versicherte der Bauer; „ich habe ihnen recht willig und freudig vorgestreckt, was sie in Eurem Namen verlangten.“ — „Nun denn, und die Namen der Schuldner? Habt Ihr sie gut im Kopfe behalten?“ forschte der Beichtiger weiter, „laßt einmal hören.“

Da legte der Bauersmann den Zeigefinger der rechten Hand an den Daumen der linken Hand, und fing an aufzuzählen; „der Erste heißt: Vater unser, der du bist in dem Himmel; der Zweite: Geheiligt werde dein Name, zu uns komme dein Reich;“ und so ging's richtig fort bis zum Amen, und keiner der Schuldner, so sonderbar auch ihre Namen klangen, wurde vergessen.

Jetzt überzog ein zufriedenes Lächeln des Beichtvaters Antlitz, und lobend sprach er: „Nun könnt Ihr beten, und hab's gelernt ohne es zu wissen; das ist ja das ganze Vater unser!“ Der reiche Bauersmann verwunderte sich höchlich ob dieser unerwarteten Kunde, und groß war seine Freude, daß er nun auch beten könne wie andere fromme Christenmenschen. Und in dieser Freude seines Herzens schenkte er den armen Leuten, die zum Vaterunserlernen beigetragen hatten, das geliehene Korn.

Die Schube neben dem Weg.

(Mit einer Abbildung.)

Ein junger reicher Lord hielt sich zu Lausanne, der reizend gelegenen Stadt am Genfersee, auf, und besuchte die Hörsäle der dortigen Professoren, unter denen Hr. Durand, den man gemeinlich den Studentenfreund nannte, ein besonderes Interesse an dem fleißigen und wißbegierigen Engländer nahm, und ihn daher gern in seine Gesellschaft zog. Eines Tages gingen Professor und Student miteinander in der herrlichen Umgegend der Stadt spazieren, und ergöhten sich an der wunderschönen Aussicht auf den See und auf die hohen ihn umgebenden Berge. Professor Durand suchte, auch während eines Spazierganges, wohlthätig auf seine jungen Zuhörer einzuwirken, und wußte geschickt das Gespräch auf belehrende Gegenstände zu lenken.

Unsere beiden Spaziergänger kamen jetzt an einen Acker, auf dem ein Mann, ein Tagelöhner wie es schien, eifrig arbeitete; da dr. Mann ihnen den Rücken zulehrte, so konnte er sie nicht bemerken. Am Rain, neben dem Wege, lag das

Wamms des Tagelöhners und darneben standen seine Schuhe, die er, vermuthlich aus Sparsamkeit, während der Arbeit nicht benutzen wollte. Dem jungen Engländer kam ein sonderbarer Gedanke, und lächelnd sagte er zu Professor Durand: „Ich möchte gern dem Manne dort einen kleinen Streich spielen und ihm seine Schuhe da wegnehmen; wir verstecken uns sodann hinter jenes Gebüsch, lassen ihn eine Zeit lang seine verschwundenen Schuhe suchen, ergötzen uns an seiner Verlegenheit und geben ihm sodann die Fußbedeckung wieder zurück. Der Spass sollte uns recht belustigen!“ — „So, meinen Sie das, junger Freund?“ entgegnete fragend, mit ernstem Blick, der edle Lehrer — „mir aber dünkt es, man solle sich niemals auf Unkosten des Armen lustig machen. Sie sind reich und folglich im Stand dem armen Tagelöhner und Ihnen zugleich ein weit größeres Vergnügen zu verschaffen. Legen Sie in jeden Schuh einen Großen-Thaler, und dann wollen wir uns verstecken.“ —

Der junge Engländer fühlte nun ganz das Unschickliche seines überreilten Vorschlags, und folgte erröthend dem Rathe des Professors. Darauf stellten sie sich hinter den nahen Busch, von dem aus sie unbemerkt den Tagelöhner beobachten konnten, dessen Arbeit bald beendigt war. Er ging nun den Acker entlang, dem Raine zu. Während er sein Wamms anzog schlüpfte er zugleich mit dem einen Fuß in den Schuh; er fühlte etwas hartes, zog den Schuh wieder aus, bückte sich um den vermeinten Stein herauszuschütteln und — erblickte den glänzenden Thaler! Welches Erstaunen! welche Freude!

Der arme glückliche Mann betrachtete das Geldstück mit zweifelnden Augen, kehrte es einige Male herum, fing wieder von vorn an, und steckte solches endlich achselzuckend in die Tasche. Er wollte den anderen Schuh nun auch anziehen, und seine Ueberraschung verdoppelte sich als er darin den zweiten Thaler fand (siehe die gegenüber stehende Abbildung). Nun aber überwältigte ihn sein Gefühl; er sank auf die Knie nieder, blickte mit Freudenthränen im Auge gen Himmel und rief mit lauter Stimme: „O Herr und Gott, so ist es doch wahr daß Du diejenigen nicht verlässest die auf Dich trauen, die ihre Zuversicht setzen auf Deine Verheißungen, die Ja und Amen sind! Du wußtest daß meine Kinder kein Brod haben, daß mein Weib krank darnieder liegt, und daß ich rath- und hilflos war. Da hast Du mir, treuer Gott, durch einen unbekanntem edeln Wohlthäter dieses Geld zugesandt, damit mir geholfen würde! Ach! daß meine Seele

Deine Güte genugsam erkannte, und daß ich meine Dankbarkeit würdig Dir bezeugen könnte. Das Werkzeug aber Deiner barmherzigen Hilfe wollest Du reichlich segnen, und die Verheißung Deiner ewigen Vergeltung an ihm erfüllen!“

Jedes Wort dieses Dankgebets klang deutlich bis hinter das Gebüsch. Professor Durand schaute den jungen Lord mit mildem Lächeln an, der in tiefer Rührung da stand, und einmal um das andere sich die Thränen aus den Augen wischte. „Nun, junger Freund, sind Sie jetzt nicht vergnügter als Sie's gewesen wären, wenn wir Ihren ersten Gedanken ausgeführt hätten?“ fragte Durand; „ich meine es soll Sie nicht gereuen.“ — „Ach! mein lieber Herr Professor,“ erwiderte der glückliche Jüngling, „Sie haben mir hier eine Lehre gegeben, die ich nimmermehr vergessen werde; ich fühle jetzt ganz die Wahrheit des Schönen, bisher aber nie recht verstandenen Wortes unseres Heilandes: Geben ist seliger denn nehmen. Wir sollten uns niemals dem Armen ohne den Wunsch und das Verlangen nahen, ihm Gutes zu thun.“ —

Der Vote kann nicht umhin aus tiefem Herzensgrunde zu wünschen: Wenn nur alle jungen und reichen Studenten, die oftmals ihr Geld auf so unnütze und gottlose Weise verprassen, solch einen wahren und rechtschaffenen Freund hätten, wie der Professor Durand zu Lausanne dem jungen Engländer gewesen. Zwar hat Jeder allezeit einen guten, unsichtbaren Freund bei sich, der die besten Rathschläge ertheilt, das Gewissen nämlich, allein die wenigsten jungen Leute hören auf diese innere Freundesstimme und befolgen den guten Rath, der ihnen eine reiche Quelle unvergänglicher Freuden eröffnen würde.

Der Bauer von Steinburg.

Eine vaterländische Erzählung aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts.

(Mit einer großen Abbildung.)

An einem kalten Dezembertage des Jahres 1438 kehrte Meister Lienhardt, einer der bemitteltesten Bauern aus dem Dorfe Steinburg, etwas spät vom Zaberner Markte heim; woselbst er sich eines guten Verkaufes erfreut hatte. Neben ihm auf dem Wägelein saß Elisabeth, seine zwanzigjährige Tochter, des Vaters Stolz und Freude, eine frische, freundliche Dirne, deren guter und frommer Sinn klar aus den großen dunkelblauen Augen hervorleuchtete, und zu den Füßen Weider kauerte auf



Die Schube neben dem Weg.

weichem Strohsitz der muntere Jakob, Elisabeths zwölfjähriger Bruder, der, trotz der strengen Kälte, des Morgens bei der Abfahrt nach Zabern dem Vater keine Ruhe gelassen hatte, bis er ihm endlich erlaubte mit nach der Stadt auf den Markt ziehen zu dürfen. Alle drei suchten sich so gut wie möglich vor der strengen Kälte zu schützen; scharf blies der Nordwind aus dem Unterlande herauf und machte Stein und Wein zusammengefrieren. In raschem Trab eilte das vor dem Wägelein gespannte Pferd dem warmen Stalle zu, und Lienhardt hatte nicht nöthig von seiner Peitsche Gebrauch zu machen. Bereits fing es an dunkel zu werden, als unsere drei Reisenden in die Nähe des heimatlichen Dorfes kamen.

„Wo mag denn der Handwerksbursche dort so spät noch hinwollen?“ sagte Lienhardt jetzt, und deutete auf den mit Felleisen und Wanderstab daherschreitenden Jüngling, der eben erst Steinburg verlassen haben, „er glaubt vielleicht gar vor Nacht Zabern noch erreichen zu können; das wird er aber hübsch müssen bleiben lassen. Zudem scheint er ziemlich müde zu seyn, denn er schreitet gar langsam und bedächtig einher.“

Zimmer näher kam der Handwerksbursche, und blieb jetzt stehen als er das Wägelein erreicht hatte. Freundlich küßte er sein Barret und bot einen schönen guten Abend, indem er fragte: „Glaubt Ihr, guter Freund, daß ich heute in Zabern werde übernachten können?“

„Warum nicht,“ entgegnete Lienhardt achselzuckend, „wenn Ihr noch in die finstere Nacht hinein wandern wollet. Meines Erachtens hättet Ihr besser daran gethan dort in Steinburg das Nachtlager zu nehmen, und morgen nach der Stadt zu ziehen. Ihr scheint heute schon weit herzukommen, guter Freund, denn es will mir dünken als wollten Eure Füße nicht mehr so recht fort.“

„Ihr möget wohl Recht haben, lieber Mann,“ antwortete der Bursche, „hätte ich mir aber diesen Morgen nicht gleich zum Frühstück den linken Fuß verstaucht, so würde mir die Müdigkeit nicht zusetzen. Zudem bekommen wir Gesellen freies Nachtlager und freie Kost auf der Herberge zu Zabern, was viel ist wenn einen, wie mich, das Geld nicht im geringsten drückt und belästigt.“

Bei dieser Aeußerung des reisenden Gesellen flüsterte Elisabeth dem Vater einige Worte heimlich ins Ohr, der sodann beifällig mit dem Kopfe nickte und freundlich zu dem Jünglinge sagte: „Wenn's nur an diesem hält so könnt Ihr gleich

wieder umkehren, guter Freund; freie Kost und freies Nachtlager sollt Ihr auch in meinem Hause haben, und braucht Euch nicht bis nach Zabern zu schleppen. Setzt Euch dahinten auf unser Wägelein.“

Lienhardts freundliche Einladung wurde mit Freuden und Dank angenommen, und bald traten die durchfrorenen Reisenden in die warme Stube, darin die Hausmutter schon längst ihrer geharrt hatte. Der Knecht trug Sorge für den hungrigen und durstigen Rappen und stellte das Wägelein ins Trockene. Es dauerte nicht lange, so saßen alle Hausgenossen, nebst dem Fremden, um den Tisch, auf welchem ein kräftiges Nachtessen dampfte. Es wurde dem Gaste ganz heimlich und gemüthlich in der Mitte dieser guten Leute, und gerne gab er ihnen Antwort auf die an ihn gerichteten Fragen wegen Herkunft, Heimath und Handwerk.

Stephan Mangold war aus der Gegend bei Worms gebürtig und seines Handwerks ein Waffenschmied. Er hatte längere Zeit in Straßburg bei einem tüchtigen Meister gearbeitet und gedachte im Frühjahr weiter zu ziehen; verließ aber, gegen alles Vermuthen, die Werkstätte bereits mitten im Winter, in Folge widersprechender Unrechts und des bei dieser Gelegenheit ausgebrochenen Wortwechsels zwischen ihm und dem Altgefellen, der ein gar hämischer Kumpan soll gewesen seyn. Mangold machte nicht lange Federlesens, sagte dem Meister auf, schnürte sein Felleisen und wanderte wohlgenuth in das kalte Land hinaus. In Brämath, in Buchweiler, in Neuweiler und Lüzelsheim hatte er um Arbeit vergehens sich umgeschaut, und wollte nun über die Zaberner Steige nach Lothringen, dem Westerrreich ziehen, woselbst er sicher Arbeit zu finden hoffte, weil die daselbst herrschenden Kriegerunruhen und beständigen Fehden geschickte Waffenschmiede nöthig machten. Eltern hatte Mangold keine mehr; frühe schon war er Waise geworden und hatte ein bescheidenes Unterkommen gefunden in dem Hause eines wackern Verwandten, der ihn sein ehrliches Handwerk erlernen ließ.

Dieser arbeitssuchende Waffenschmiedesgefelle, der in Lienhardts Hause gastfreundliches Nachtessen und Nachtlager fand, war ein hübscher, kräftiger Bursche von dreißig Jahren; der stattliche dicke Knebelbart, der Rinn und Wangen umsäunte, gab ihm ein männliches Aussehen, das durch die schwarzen feurrigen Augen noch bedeutend vermehrt wurde. Er betrug sich sehr bescheiden und anspruchslos, und drückte

mit Wärme den Dank aus, welchen die liebevolle Aufnahme in ihm erweckte.

Nachdem Mangold seine zutraulichen Mittheilungen beendigt hatte, sagte Lienhardt in warnendem Tone: „Lieber Geselle, an Eurer Stelle zöge ich nicht ins Westreich, ins kriegsführende Lothringen, sondern ich wendete mich lieber das Land hinauf nach der Schweiz, oder ginge über den Rhein, in der festen Hoffnung dort eher Arbeit zu finden. In Lothringen geht's gar arg und übel her; die fremden Kriegeshaaren, welche der Herzog zu seiner Hülfe ins Land gerufen hat, die haufen dort, wie wir heute zu Zabern erzählen hörten, fast grausamer noch als Türken und Heiden, und unser Herrgott wolle nur gnädig über uns wachen, damit diese Wüthriche den Weg nicht finden herab in das Elsaß! Man sagt, sie haben kein Erbarmen, und wo sie hinkommen wird das Kind im Mutterleibe nicht verschont!“

„Und dennoch steht mein Entschluß fest über den Wasgau zu ziehen,“ entgegnete Mangold nach kurzem Bedenken; „Furcht und Angst sind bei mir fremde Gäste, die ich gar nicht herein lasse, und mein Gewerbe bedarf des Krieges; die Fehdezeit ist eine goldene Zeit für die Waffenschmiede; da braucht man Helme und Sturmhäuben, Haraische und Koller, Schwerter und Spieße und Morgensterne, und das Alles vermag ich meisterlich herzurichten, so wahr ich Stephan Mangold heiße!“

Die Weiber überließ's ganz kalt bei diesem kriegerischen Gespräche der beiden Männer, doch der kleine Jakob hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, wie dieß bei den Knaben seines Alters heute noch der Fall ist, und war darüber so vereifert, daß er dem Schlaf gar kein Gehör geben wollte, der gleich nach dem Nachtessen einigemale bei ihm anklopfte. — Der müde Geselle Mangold schlief ganz köstlich auf dem weichen Strohlager, das Lienhardt ihm neben dem großen warmen Kachelofen hatte bereiten lassen, und verließ am andern Morgen herzlich dankend das gastfreundliche Haus, in welchem ihm eine so liebevolle Aufnahme zu Theil geworden war, begleitet von den Segenswünschen seiner Bewohner.

Während nun der junge Waffenschmied die Zaberner Steige hinauf ins Lothringer Land wandert, will der Bote seine geneigten Leser einen flüchtigen Blick werfen lassen auf den damaligen Zustand und die Verhältnisse unseres

lieben Vaterlandes, die ganz und gar nicht erfreulich und glücklich waren, sondern im Gegentheil nur Elend und Jammer hervorriefen.

Der Hirtenstab des Straßburger Bisthums war zu jener Zeit den Händen des Bischofs Wilhelm von Dieß anvertraut, dessen Name gar häufig in der vaterländischen Chronik vorkommt, wenn von Krieg und Zwistigkeiten die Rede ist. Die gegenseitige Eifersucht der verschiedenen kleineren Landesherren war für unser Elsaß auch die Quelle mannigfaltiger Unruhen und drückender Kriegsnoth; ungeredete Forderungen und schmutzige Habgier waren bei den Edelleuten an der Tagesordnung, und riefen blutige Fehden hervor, die den adelichen Geschlechtern keineswegs zur Ehre gereichten und sie hoch stellen konnten in den Augen des armen, geplagten Volkes. Ein Chronikschreiber aus jener Zeit macht folgende Bemerkung über die damaligen Zustände: „Einige der Machthaber, schreibt er, haben neue Gesetze erfunden, besonders auch dieß, wie Jeder, der an den andern eine Ansprache hat, möge sein Feind werden, wenn er ihm nur förmlich den Krieg erkläre und seine Ehre auf diese Weise bewahre; was dann erfolge, sey es Plünderung, Brand, Einakerlung, Todtschlag und andere Schaden, darüber habe er weiter keine Genugthuung zu leisten. Dadurch sind nun auch befreundende, wilde Ansprachen und muthwillige, böse Kriege gewöhnlich geworden; ja Einige haben selbst angefangen, Straßenräubern gleich, anzugreifen, ohne sich zuvor als Feinde anzukündigen.“

Um dem freundlichen Leser, den solches interessiren könnte, zu zeigen wie die Schriftsteller in deutscher Sprache vor vierhundert Jahren schrieben, setz der Bote hier wörtlich einige Zeilen her, die auf der Seite 911 in der Chronik von Schilter-Königshoven zu lesen sind; sie lauten also: „Deßgleichen sint nu frömde wilde ansprochen und mutwillige böse kriege ouch gewönlich worden, darzu sint ettllich fürbas über dieselbe gewonheit getretten, habent sich one alle ansproch vident gemacht, So hant ettllich angefangen, ohne videntchaft (Feindschaft) unwiderseit (unabgesagt) und unbewart zu nemen, wo und was in werden mag, Dieselben werdent nu gerümet und geheissen gut endelich Ritter, Sü wurdent aber ettwan hingerihtet und genant böse Strossenröver und Schynder.“ — Nun, was sagt der Leser zu dieser Schreibart? Wenn die Knaben und Mädchen heute in der Schule auf solche Weise schrieben, so würde der

Lehrer oder die Lehrerin Fehler genug anzustreichen haben.

Zu den inneren Unruhen und Fehden, die im Elsaße herrschten, gesellte sich aber, zu Anfang des Jahres 1439, von außen her eine noch weit schrecklichere Heimsuchung; ein wildes fremdes Kriegsvolk nämlich fiel heutigetierig über das arme Land her und verheerte alles mit Feuer und Schwert. Dieß waren die Armagnaken, die vom Volke den Spiznamen erhielten: arme Gecken, oder auch Schinder, auf französisch: «Ecorcheurs,» wie sie selbst in ihrem blutigen Hochmuth und rohen Stolge sich nannten. Armagnaken hießen sie, weil der größte Theil von ihnen, anfänglich wenigstens, aus der alten Grafschaft Armagnak, im mittäglichen Frankreich, stammte, und unter der Anführung ihres Grafen dem Könige von Frankreich, Karl VII, beistanden gegen die in seinem Lande hausenden Engländer. Diese ursprünglichen Armagnaken erhielten dann später Zuläuffer und Abenteurer aus allen Landen, die nichts zu verlieren aber Alles zu gewinnen hatten, und während der Kriegszeiten mit frechem Muthe auf Raub und Plünderung ausgingen, da sie von Niemanden weder Sold noch Unterhalt empfangen. Weiter oben haben wir bereits gehört, wie Lienhardt, der Bauer aus Steinburg, dem Waffenschmied die Reise nach Lothringen abrieth, und ihn vor dem fremden Kriegsvolke warnte, das dort sein Wesen trieb. Und so war es auch.

Herzog Renatus II von Lothringen, der Krieg führte mit dem Grafen von Baudemont oder Wademont, hatte deßhalb die Armagnaken zu seiner Hilfe herbeigerufen und ihnen die Zeit bestimmt wie lange sie dienen sollten, mit dem Versprechen, eine gute Löhnung dafür zu bezahlen. Da es im inneren Frankreich wieder anfang ruhiger zu werden, und König Karl VII, dem die Jungfrau von Orleans mächtig und ritterlich beigestanden war gegen seine Feinde, die Engländer, im Jahr 1437 siegreich hatte einziehen können in die Hauptstadt seines Landes, so hatten auch die wilden Armagnaken freiere Hände bekommen, und konnten daher dem Rufe des Herzogs von Lothringen Folge leisten, was sie auch unverzüglich thaten. Allein neben dem Beistand, den diese Kriegsschaaren dem Herzog Renatus leisteten, begingen sie auch an seinen eigenen Unterthanen die entsetzlichsten Grausamkeiten und die empörendsten Berruchtheiten, welche rings um sie her nichts als Schrecken und Noth und Jammer verbreiteten.

Zu Anfang des Jahres 1439 dachten die Armagnaken, oder armen Gecken, an ihren Rückzug nach Frankreich, den sie durch das Elsaß, den Sundgau und das Mümpelgarder Land bewerkstelligen wollten. Johannes von Wisingen, und einige andere Aveliche aus dem Westerreich, boten sich den Gecken zu Führern an über das Gebirg hinunter ins Elsaß.

Von mehreren Seiten waren zahlreiche und dringende Warnungen in unser Vaterland gekommen, den bevorstehenden Einbruch der grausamen Gäste verkündend, und hatten bewirkt daß der Bischof, die elsässische Ritterschaft und die elsässischen Reichsstädte, Weißenburg ausgenommen, am 5. Hornung 1439 einen Bund schlossen, zu Schutz und Trutz wider die Gecken. Allein dieses Bündniß brachte nicht die gewünschte Wirkung hervor, und machte keinen beruhigenden Eindruck auf die Bevölkerung des bedrohten Landes. Man berathschlagte lange hin und her; fruchtlos versrich ein Tag um den andern, während bloß durch ein allgemeines Aufgebot aller streitbaren Kräfte ein tüchtiger und zweckmäßiger Widerstand möglich geworden wäre. Unter dem Volke verbreitete sich mit Wunderschnelle die erschütternde Nachricht von den Grausamkeiten und blutigen Gräueln, welche die Gecken jenseits des Basgaus verübt hatten, und allgemein wurde der Schrecken längs des Rheinstroms hin, droben von Basel an bis hinab nach Mainz, also daß ganze Familien mit Hab und Gut aus dem offenen Lande den festen Orten zuflüchten, um daselbst Schutz und Obdach zu suchen. Alle Straßen waren mit Flüchtlingen bedeckt. Der Geschichtschreiber Bernhart Herzog, der Hanau-Lichtenbergischer Amtmann zu Wörth war, erzählt in seiner Chronik:

„Man flohnet in alle beschlossene flecken, leib und gut, weib und kinder, dieweil man wuste, daß niemand sicher was. Und welche nicht wagen oder kerch mochten gehalten, die namen die kleinen kinder in die ruckförb, und die da gehen mochten, die fuhrten sie an den henden, was ein ellend und grosser jammer zu sehen. Es stunden damals vor Hagenaw, der Statt, also viel wagen, daß sie von dem Rißelsteiger thor reichten biß zu den guten leuten, daß einer dem andern nicht entweichen mochte, und den Hungerberg herumb biß an Christenhausen, an den wasserfahl. Und machten die armen leuth feur, und fassen dabey mit ihren kindern, biß es tag ward. Und war das aller wunderbarlichst leben von kühn, pferden, und allerley viehe, das nie kein man gehörte. Und da es tag ward, da bestalte

man alle thor zu Hagenaw, mit wolgewayneten Männern, und führten einen wagen nach dem andern in die Stadt, daß keiner den andern irrete. Und auff den wegscheiden und gassen, waren Mann geordnet, so die wagen an ihre örter bescheiden. Man ließ auch keinen lehren wagen zum Rißelsteiger thor hinaus, sonder fürten die wagen zum Reiffenheuser thor hinaus, und holten mehr gütter. Es kamen auch also viel leuth, gütter, und viehe in die Stadt Hagenaw, daß alle heuser voll wurden. Es wurden auch alle höff und gütter voll viehes gestelt, und wurden mit stangen unterschlagen. Die wagen wurden innwendig umb die maur gestellet, gleich einer Wagenburg. Es hett auch leut und viehe genug zu essen. Dann sie hatten es mit ihnen gebracht. Doch galt ein viertel korn fünffzehnen schilling. Es mußten auch alle frembde Mann der Stadt schweren getrew und hold zu seyn, dieweil sie in der Stadt waren. Das ihetten sie gern. Dann sie waren fro, daß man sie einliesse.“ — Was hier Bernhart Herzog hinsichtlich der Stadt Hagenaw erzählt, kann man auch auf die anderen festen Städte des Elsasses anwenden, und sich dadurch einen Begriff machen und ein Bild entwerfen von unseres Vaterlandes damaligem Zustand, der für wahr kein erfreulicher war!

Der geneigte Leser ist nun hinlänglich vorbereitete auf den Einfall der Armagnaken ins Elsass, so daß ihn derselbe nicht mehr erschrecken wird wie ein Blitzstrahl, der plötzlich die heitere Luft durchzuckt, und wir kehren daher wieder bei Lienhardt, dem Bauer von Steinburg ein, in dessen Hause die Besorgniß und die Angst vor den Gecken auch nicht fehlten, obgleich er nicht für nöthig erachtete Haus und Hof im Strich zu lassen, und mit Weib und Kindern, Habe und Vieh in einen festen Ort zu flüchten.

Noch zu Ende des Jahres 1438, wenige Tage nach der Einkehr des Gesellen Stephan Mangold, hatten die guten Leute einen unangenehmen Handel bekommen mit einem der reichsten Bauernsöhne aus dem benachbarten Sankt-Johann, der schon längst hatte merken lassen, daß ihm die freundliche Elisabeth nicht gleichgiltig sey, und daß er sie gerne zum Weibe nehmen möchte. Allein Christoph, so hieß dieser Freier, genoß keines guten Rufes; er war ein gar wüster Bursche, dem Trunke ergebend, bestrug sich grob und unehrerbietig gegen seine vermittelte Mutter, und zu Mönswiler lebte eine arme Dirne, die der Wüstling, nachdem er ihr die Ehe versprochen und die Anschuld

geraubt, unbarmherzig, mit kaltem Hohn ihrem unglücklichen Schicksal überlassen hatte. Was Wunder darum, wenn der rechtliche Lienhardt, seine fromme Hausfrau und seine tugendhafte Tochter Christophs Heirathsanträgen kein geneigtes Ohr schenkten, sondern sie empört, voll edeln Stolzes, rundweg abschlugen, was dieser, der sich gar viel auf sein Geld und Gut einbildete, nicht im geringsten erwartet hatte. In höchstem Zorne verließ der abgepeiste Brautwerber das Lienhardt'sche Haus, und schwur in seiner aufgeregten Wuth, die erlittene Schmach früher oder später zu rächen. Und die Gelegenheit zur Rache stellte sich nur allzubald ein.

Die Armagnaken hatten jetzt ihren Zug nach dem Elsass begonnen, und zogen unter der Leitung des Hrn. Johann von Binslingen und seiner Genossen der Zaberner Steige zu. Da wo heute die Festung Pfalzburg*) den Paß über das Gebirge bewacht, standen dazumal noch das Schloß und das Dorf Einarshausen, deren Bewohner den Gecken, zum Willkommen ins Elsass, einen Verlust zufügten, der, obgleich er nicht bedeutend war, dennoch ihre Wuth im höchsten Grade reizte und die Begierde aufwecken mußte, sich drunten in der Ebene dafür nach Herzenslust zu rächen. Es wurden ihnen nämlich fünfzehn Mann getödtet und ein Wagen weggenommen, der mit Kugelbüchsen und allerlei geraubtem Gut beladen war.

In der Frühe des Donnerstags vor Sankt-Matthis, es war der 23. Hornung, wälzte sich nun der unheilvolle Zug die Zaberner Steige hinab, mit Wagen und Gepäck. Fast Alle waren beritten. Der obenerwähnte Bernhart Herzog schreibt: „Sie hetten wol 600 weiber, die alle zu roß ritten, und waren des mehrertheils ihre Eheweiber. Und waren deren, so auferlesen kriegsvoll, ohne die anderen, auff 16,000 Mann.“

Die Stadt Zabern, mit Mauern und Thürmen versehen, war vor dem Andrang der Gecken geschüßt, die sich auf förmliche Belagerungen nicht einlassen konnten; dagegen aber ergossen sie sich gleich einer verheerenden Fluth in die umherliegenden Dörfer, wütheten darin mit Feuer und Schwert, raubten und trieben Nothzucht daß es himmelschreiend war; selbst der Wöchnerinnen wurde nicht geschont! Sie

*) Pfalzburg wurde im Jahr 1570 erbaut, von Georg Johann, Pfalzgrafen zu Seldenz. Herzog Karl von Lothringen setzte den Bau fort, und König Ludwig XIV hat die Stadt durch den geschickten Ingenieur Bauhan, den Erbauer der Straßburger Citadelle, regelmäßig befestigen lassen.

kannten gar kein Erbarmen, und erstachen und erschlugen ihre Opfer in eitlem Muthwillen!

Christoph, Elisabeths abgefertigter Freier, suchte sich dadurch an der Familie Lienhardt zu rächen, daß er denjenigen Gecken, die in Sankt-Johann raubten und plünderten, und auch seiner Mutter Haus gänzlich geleert hatten, von dem reichen Bauer Lienhardt, in Steinburg, erzählte, der sein Geld und seine Werthschaften vergraben hätte, damit sie nicht in ihre Hände fielen. Er rieth ihnen an, in Lienhardts Wohnung Alles genau durchzusüßern nach den verborgenen Schätzen, nöthigenfalls sogar mit Marter und Tod zu drohen. Der Elende beschrieb einem der Anführer, einem geborenen Deutschen, ganz genau Lienhardts Haus, und erbot sich in seiner Raubewuth sogar zum Wegweiser.

Mittlerweile war schon ein anderer Haufen Gecken in Steinburg eingedrungen und hatte gar arg darin gewirthschaftet, so daß denen die nach ihnen kamen, wenig Arbeit mehr übrig blieb. Nun eilte der wilde Troß von Sankt-Johann herbei, und viele davon stürmten gerade auf Lienhardts Haus zu, das bereits schon rein ausgeplündert war. Traurig und trostlos stand der arme Hausvater mit seiner Familie in der verwüsteten Stube, und sah ziemlich gleichgültig die neuen Plünderer in den mit Trümmern bedeckten Hof stürzen, denn außer dem Leben und der Ehre seines Weibes und seiner Tochter konnten sie ihn ja nicht viel mehr rauben.

„Bauer, gib dein Geld heraus!“ brüllten mehrere Gecken in gutem und gebrochenem Deutsch, „du hast's vergraben! Wir wissen's schon! Heraus damit! Führ' uns an die Stelle!“

„Euere Kameraden haben uns schon Alles genommen,“ entgegnete Lienhardt gefaßt und ruhig, „reißt mir nun das Haus über dem Kopfe zusammen, wenn ihr noch etwas wollt, denn mehr haben wir nicht, es sei denn die Ehre und das Leben!“

„Mal's keine blauen Nebel vor!“ lachte höhnisch der Gecken einer, „wir wissen ganz bestimmt daß du noch vieles Geld verborgen hast, und kennen probate Mittel dich zum Geständniß zu bringen! Mache drum nur keine langen Faren, denn es könnte dich gereuen!“

„In Lothringen verstanden wir trefflich den Starrköpfigen die Zunge zu lösen und sie willig und geschmeidig zu machen wie die weichste Wolle,“ setzte ein anderer Gecke hinzu, „wer eine Weile am Bratspieß zappelt und über einem lustigen Feuer die Haut gewärmt bekommt, der behält kein Geheimniß für sich, das die Schin-

der auch gerne wissen möchten. Nicht wahr, Kameraden, wir verstehens aus dem Fundament, und machen unserm Namen Ehre! ... Ein höllisches Lachen war die bedeutungsschwere Antwort auf diese Frage.

„Nacht mit uns was ihr wollt!“ flugte Lienhardt's Frau, „allein Geld können wir euch keines mehr geben; alles was wir hatten haben uns euere Kameraden schon gestohlen!“

„Was, alte Hexe, das nennst du stehlen?“ schrie wüthend der wildeste der Gecken, „ich will dir eine Lektion geben, damit du lernest wie man von den siegreichen Armagnaken reden soll!“ Und ein gewichtiger Schwertreich des trunkenen Kriegers spaltete dem armen Weibe den Kopf, daß es, wie vom Blitze getroffen, leblos zu Boden stürzte.

Sprachlos, wie angewurzelt, stand Lienhardt da und starrte den Leichnam seines Weibes an, während Elisabeth und Jakob laut jammernd und weinend über die liebe Mutter sich hin- stürzten.

„Wart', verdammter Racker, dir will ich auch das Heulen vertreiben!“ schrie abermals der blutgierige Bösewicht, durchstach den Knaben von hinten mit dem Schwerte, hielt ihn daran mit teuflischem Hohnlachen hoch in die Höhe, trillte ihn einigemale herum, und schleuderte ihn dann, über die Köpfe seiner Kameraden hinweg, in den Hof, mit den Worten: „So, das wären zwei! Wem gelüftet's noch? Es geht jetzt in einem hin!“

„Ei, toller Kerl, wo denkst du hin!“ rief in strafendem Tone der hervortretende Hauptmann, „wenn du so fortmachst, bleibt das Geheimniß mit sammt dem Gelde vergraben. Zudem ist dieß eine ganz feine Dirne, mit der ich mir weidlich die Zeit zu vertreiben gedenke! Auf jetzt! bindet den eigenfinnigen Bauer und führt ihn hinaus vor das Dorf, damit wir ihn dort auf unsere Art zum Reden bringen. Nehmt auch die Dirne mit; sie mag zuschauen! Vielleicht geht ihr eher das Maul auf!“

Draußen wo die Wägen und die Pferde standen, wo das geraubte Gut aufgehäuft lag, und wo die wilden Weiber der Gecken in großen Kesseln das Essen kochten, dort sollte Lienhardt eine harte Probe bestehen. Die Unholde schleppten ihn und Elisabeth daher, und trafen sogleich ihre Vorkehrungen zur gräßlichen That. Es währte nicht lange, so flackerte und prasselte schon das Feuer, über welchem Lienhardt gestehen sollte, an welchem Orte sein Geld vergraben liege. Es war vergebens daß er und seine Toch-

ter auf Ehre und Seligkeit betheuern mochten, kein Geld verborgen zu halten, denn Christoph's heimtückliche und böshafte Einflüsterungen hatten leider nur allzu offene Ohren gefunden.

Zwei Pfähle wurden jetzt in die Erde neben das Feuer geschlagen, Lienhardt, an Händen und Füßen geknebelt, an einen Bratspieß gebunden und über die Flamme gelegt, die zischend um ihn herum schlugen! Gräßliche Marter, grausenvolles Schauspiel! Mark und Bein durchdringende Schmerzensstöße stieß der Gefolterte aus, konnte aber, da er kein Geld verborgen hatte, auch nichts offenbaren. Jammernd und händeringend stand Elisabeth da, und hätte die Gecken sie nicht davon abgehalten, so hätte sich die treue Tochter mitten in das Feuer gestürzt, um entweder den Vater zu retten oder mit ihm zu sterben.

„Der Kerl ist verdammt zähe!“ höhnte der Hauptmann; „bindet ihn jetzt los, denn er läßt sich doch lieber verbrennen, als daß er etwas gestehen würde; wir wollen ein anderes Mittelchen versuchen, vielleicht schlägt's besser an!“

Zwei Gecken hoben den über und über mit Brandblättern bedeckten Lienhardt vom Feuer weg, banden ihn vom Spieß los, und eine der Geckenweiber brachte, auf Befehl des Anführers, Salz herbei, mit welchem die offenen Wunden des Unglücklichen eingerieben wurden. Hierauf setzten sie ihn neben sich und gaben ihm zu essen und zu trinken, damit, bei längerer Fristung seines Lebens, auch die entsetzlichen Qualen und Schmerzen verlängert würden, die er zu erdulden hatte. ... Und diese Quäler und Schänder waren Menschen, die sich Christen nannten, Mitglieder der Kirche des Welsterlösers, der nichts als Liebe predigte, der will daß alle Menschen Brüder seyen, und als Brüder miteinander leben in Frieden und Eintracht! Wie glücklich dürfen wir uns schätzen, liebe Leser, in gesitteteren und friedlicheren Zeiten zu leben, drinn solche Gräuelpredigten nicht mehr vorkommen, und deren Erzählung uns wie Märchen klingen würde, wenn nicht glaubwürdige Geschichtschreiber sie verbürgten, wovon einer die Bemerkung anreißt: „Dieser Bauer wäre wohl würdig gewesen, in den Catalogum der Märterer gesetzt zu werden.“

Was Elisabeth bei des Vaters gräßlichem Zustand dachte und fühlte, die unglückliche Lage in welcher sie sich befand, dieß Alles braucht wohl nicht erst geschildert zu werden. Daheim lagen Mutter und Bruder todt, hier seufzte der sterbende Vater in unsäglichem Schmerzen und flehte zu Gott um Auflösung; und sie, die arme,

verwaiste Jungfrau, stand gefangen mitten unter den Bürgern, und mußte jeden Augenblick gewärtig seyn Unschuld und Ehre zu verlieren!

„Da wir jetzt den Bauer so gut gezeichnet haben, daß er uns schwerlich mehr entlaßen wird,“ fing nach einer kleinen Pause der Anführer wieder an, „so hält uns nichts ab, das Dorf noch einmal zu durchmustern, und mitzunehmen was in unsern Kram paßt, denn bei diesem wird unsere ganze Kunst zu Schanden; der gesteht nichts.“

„Und was fangen wir mit der Dirne an?“ fragte ein Gecke; „die läßt jetzt schon den Kopf hängen, als wollte sie jeden Augenblick den Geist aufgeben; sie ist nicht so zähe wie ihr Vater.“

„Diese will ich in Verwahr nehmen, sammt ihrem Vater!“ rief mit lauter Stimme ein junger Kriegsmann, der seit einigen Augenblicken, in Begleitung mehrerer Gecken, unter den Haufen sich gemischt hatte; und nun plötzlich hervortrat; „hab' ja doch eine alte Schuld mit ihnen zu verrechnen.“

„Meinetwegen!“ lachte der Hauptmann, „ich will dir mein Recht auf die Dirne abtreten; sie lamentirt mir doch zu arg. Fort jetzt, mir nach ins Dorf!“ Unter wildem Geschrei und spöttischen Worten stürmten die rohen Schänder fort, und kümmerten sich nicht weiter um Lienhardt und seine Tochter.

Elisabeth hatte sich, noch bevor der junge Krieger erschienen war, neben der Schmerzensgestalt ihres Vaters auf die Kniee niedergelassen, ohne darauf zu achten was rings um sie her vorging. Ein inbrünstiges Gebet stieg tief aus ihrem Herzen empor zum barmherzigen Vater aller Unglücklichen, zum Helfer und Retter aus jeglicher Noth. Da legte sich jetzt eine Hand auf ihre Schulter mit leisem Drucke, und hinter ihr erklangen in sanftem, mitleidsvollem Tone die Worte: „Arme Jungfrau, stehet auf und fasset Muth! Ihr habt nun einen Freund bei Euch, dem Euere Rettung warm angelegen seyn wird. Schaut einmal herum, Ihr werdet wohl den Gesellen noch erkennen, der vor einigen Wochen so freundlich von Euch beherberget wurde.“

„Heilige Mutter Gottes!“ rief Elisabeth zusammenschreckend, indem sie ihre verweinten Augen mit scheuem Ausdruck auf Stephan Mangold richtete; „was, Ihr seyd's! Ihr habt Euch auch zu unsern Quälern und Bürgern gerotter! Das hätt' ich nicht von Euch gedacht!“

„Davon später, wenn wir in Sicherheit seyn werden!“ sagte Mangold, die Jungfrau zu beruhigen; „vertrauet Euch, um Gottes Willen,

jetzt gänzlich meiner Leitung an, und laffet mich sorgen!“

Zwei der Gecken, die vorher mit Mangold herbei gekommen, waren, auf seine Bitten hin, bei ihm geblieben, und gingen ihm nun treulich an die Hand. Es waren dieses zwei Landsleute, ehemalige Jugendgespielen, die durch allerlei Schicksale unter die Armagnaken geführt worden, denen aber immer noch ein menschliches Herz im Busen schlug, wie solches auch bei einem der Geckenweiber der Fall war, welches gleich bereitwillig einige Stücke von dem geraubten Bettwerk hergab, auf dem der besinnungslose, ja halbtothe Lienhardt unbeschrien in sein verwüstetes Haus gebracht wurde, woselbst der Jammer Elisabeths aufs Neue losbrach, als sie die verstümmelten Leichname der beiden Erschlagenen wieder erblickte. Mangolds erste Sorge ging gleich darauf aus für ein Grab zu sorgen, das draußen im Garten in aller Eile gefertigt wurde, und Mutter und Knaben in feinen stillen Schooß aufnahm.

Mittlerweile hatte sich die Nachricht unter den Armagnaken verbreitet, daß Hr. Jakob von Lichtenberg mit einem Haufen bewaffneter Bauern heranziehe, um sich ihrem weiteren Vordringen zu widersehen. Da brachen die Gecken alle nun auf, die in den Dörfern umher zerstreut waren, stießen zusammen und zogen dem Lichtenberger und seinem kleinen, des Krieges unkundigen Bauernheer entgegen. Um keinen Verdacht zu erwecken, folgte Mangold dem Haufen, nachdem er vorher Elisabeth versprochen hatte zu ihr zurückzukehren sobald es sich würde thun lassen, um ihr behülflich zu seyn bei der Pflege des mit dem Tode kämpfenden Waters, an dessen Aufkommen nicht mehr zu denken war, obgleich die kindliche Liebe noch immer die Hoffnung dazu hegte.

Was Mangold umständlich erzählte von seinen Schicksalen, die ihn ganz willenlos unter die Armagnaken geführt, und wie er nur dadurch sein auf offener Heerstraße bedrohtes Leben erhalten konnte, daß er versprach mit ihnen nach dem Elsaß zu ziehen und ihnen sein Geschick als tüchtiger Waffenschmied während des Krieges zu Gebote zu stellen — dieß Alles wollen wir mit Stillschweigen übergehen, da es uns viel zu weit führen würde; doch müssen wir des Gesändnisses erwähnen, daß er Elisabeth zutrauensvoll machte: wie nämlich ihr erster Anblick gleich so gewaltig auf ihn eingewirkt, wie er die Erinnerung an sie beständig mit sich herumgetragen habe, und wie der Wunsch immer mäch-

tiger in ihm geworden sey: Würde nur Elisabeth einmal meine liebe Hausfrau werden!... Darum zog's ihn auch unwiderstehlich zum Lienhardt'schen Hause hin, als er mit der letzten Abtheilung der Gecken nach dem bereits verwüsteten und ausgeplünderten Steinburg kam, eine Weile nachher als Lienhardt und seine Tochter vor's Dorf waren geführt worden; darum eilte er auch sogleich hinaus zu den Wägen und dem Gepäcke, als er vernommen hatte welche Folter sein rebellischer Gastwirth dort erdulden sollte, um, wo möglich, sich noch zeitig genug für ihn zu verwenden. Das Uebrige wissen wir bereits und dürfen keck annehmen, daß Elisabeths Herz nicht gleichgültig blieb bei diesen zutraulichen Mittheilungen des schmucken Gefellen.

Jakob von Lichtenbergs Mannschaft konnte den kriegskundigen Gecken nur kurzen Widerstand leisten; die Bauern wurden auseinander gesprengt, Viele erschlagen, und die Gefangenen mußten schweres Lösegeld zahlen. Hierauf theilten sich die siegreichen Feinde in drei Hauptabtheilungen, von denen's in der Chronik heißt: „Der ein hauff mutwillete in dem Lande, der ander hauff hette sein hut über dieselbigen, und der dritt hauff hielte die paß in dem Gebürg ein.“

Nachdem Lienhardt acht Tage lang die schrecklichsten Qualen ausgestanden hatte, wurde er endlich durch den ersehnten Tod davon befreit. Elisabeth, die treue Tochter, war nicht von seiner Seite gewichen, und hatte alles angewandt, was ihr in der bedrängten Lage zu Gebote stand, um die unsäglichen Schmerzen zu lindern, wobei ihr ein Dheim und eine Muhme treulich beistanden. Ganz insgeheim war Mangold, zwei Tage vor Lienhardts Tod, nach Steinburg gekommen; er hatte bemerkt daß er von den Gecken argwöhnisch beobachtet wurde, und mußte daher sehr auf seiner Huth seyn. So verstoßen wie er gekommen war, zog er, nach mehrstündigem Aufenthalt, auch wieder fort, mit dem festen Vorsatz so bald wie möglich die Gecken auf immer zu verlassen; er wollte nur abwarten bis sie das Elsaß gänzlich würden geräumt haben, was erst im Monat April dieses verhängnißvollen Jahres 1439 geschah, da ihnen, aus Mangel an Einverständnis zwischen den elsässischen Landesherren, keine bedeutenden Streitkräfte entgegengestellt werden konnten, wodurch sie noch weit übermüthiger, herausfordernder und grausamer wurden. Strobel, in seiner vaterländischen Geschichte des Elsaßes, Th. III, S. 194, schreibt: „Während diese Räuberschaaren Kirchen und Klöster plünderten, die unglücklichen

Der Bauer von Steinburg.



Landleute selbst an geweihter Stätte erschlagen, von Priestern und Laien durch die entsetzlichsten Mißhandlungen Geld erpresen, blieb der Bund unthätig, und das Beispiel Jakobs von Lichtenberg, der sich vor den Riß gestellt hatte, fand keine Nachahmer. „Weil ihre Wand kalt blieb,“ sagt der Chronist, „blieben diejenigen zu Haus, welche das Unglück nicht betraf.“ — Drobos im Sundgau und im Mümpelgarder Land trieben's die Becken eben so grausam wie in den unteren Gegenden; so überrumpelten sie unter andern das Städtchen Grandwillar, in welches zwei und zwanzig umliegende Dörfer ihre Habe geflüchtet hatten, plünderten Alles rein aus, und wütheten darin mit Pfänden und Todtschlagen, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. —

Ende gut, Alles gut! sagt das Sprichwort; darum wird auch der geneigte Leser dem Voten gerne gestatten, daß er seine traurige Erzählung mit etwas Freudigem, nämlich mit einer Hochzeit, schließen dürfe. Daß Stephan Mangold nicht allzulange in Steinburg auf sich warten ließ, wird Jeder sich leicht denken können, der schon die Wunder und die Macht der Liebe an seinem eigenen Herzen empfunden hat, und daß die verwaisete, einsam im Leben stehende Elisabeth ihn mit schmerzlichen, doch zugleich auch freundlichem Lächeln willkommen ließ, läßt sich eben so leicht begreifen; er fand sie in dem Hause des Rheims, der vorläufig sein kärgliches Brod mit ihr theilte, das anfänglich immer mit bitteren Thränen beneht wurde.

— Ohne es zu ahnen, hatten die Becken zum Voraus für Mangolds späteres Fortkommen Sorge getragen; unter ihren Streichen war auch der Schmied von Steinburg geblieben, dessen Werkstatt nun leer und öde stand, und darum sogleich von dem tüchtigen Waffenschmied angestrichen werden konnte, der keine große Mühe hatte bald auch seine Geschicklichkeit zu beweisen in den Arbeiten des Hufschmieds.

Und als der Frühling des Jahres 1440 erwiesener war, da durfte Stephan Mangold, der junge Schmiedemeister von Steinburg, die tugendhafte Jungfrau Elisabeth Kienhardt heimführen als sein eheliches Gemahl, Beide reich an Liebe und Freude und fröhlicher Hoffnung!

Nachträglich bemerkt der Vote noch, daß es mit diesem Einfall der Armagnaken im Jahr 1439 noch nicht fertig war, sondern daß 5 Jahre später, im Monat August 1444, die Becken zum zweiten Mal in unser armes Vaterland einfielen, und noch weit ärger darin hausten; diesmal

standen sie unter der Anführung des Dauphins von Frankreich, der später König wurde unter dem Namen Ludwig XI. Das unglückliche, ausgepresene und verarmte Elß mußte diese wüsten Gäste bis zum Frühjahr 1445 beherbergen, die am 16. März erst anfangen sich zusammenzuziehen, und dann durch das Leberthal ihren Rückzug nahmen. — Vielleicht kommt der Vote später einmal umständlicher auf diesen zweiten Einfall der armen Becken zurück, von dem auch gar Vieles zu erzählen wäre, leider aber bligwenig Gutes und Erfreuliches.

Das Einweihungs-Fest

Eisenbahn von Paris nach Straßburg,

am 18. Juli 1852.

(Mit einer Bildang.)

Der Hinkeende Vote hat nun ausgeruht von den vielen Festlichkeiten, welche durch die feierliche Einweihung der Eisenbahn von Paris nach Straßburg veranlaßt und herbeigeführt wurden; sein Kopf sitzt ihm wieder an rechten Fleck, denn, wahrhaftig, er mußte vor lauter Stachel und Freude gar nicht mehr wo er ihm stand, und er will's nun versuchen ein kurzen Bericht über alle die stattgehabten Festitäten niederzuschreiben, der dann in den Kalender soll eingerückt werden, weil er glaubt, daß solches von seinen geneigten Lesern mit Thätigkeit aufgenommen wird. Diejenigen, welche dem Feste beiwohnten, können, beim Anblicke der Abbildung, und beim Lesen der Beschreibung, in frohen Stunden noch einmal im Geiste durchschauen, und denen, die nicht von daheim abkommen konnten, oder die sich, aus wohlweislichen Gründen, keine allzu großen Ausgaben erlauben durften, wird somit die Gelegenheit dargeboten das großartige Einweihungsfest in Gedank zu feiern, was wohl die sechs Sou werth ist, die der Kalender kostet!

Da wir, ohne die Eisenbahn, auch kein Einweihungsfest derselben können hätten, so ist's nicht mehr als billig, daß wir in gedrängter Kürze zuerst von dem Entstehen und dem Fortgang des Schienenweges reden, der nun die alte Stadt Straßburg mit Frankreichs gewaltiger Hauptstadt verbindet, unermittelt dessen man jetzt, in zehn bis zwölf Stunden, von den Ufern des Rheins an die Ufer des Seinesflusses gelangen kann, wenn nur daddel dazu nicht in der Tasche fehlt; denn umßt werden in Zukunft

keine Zettel mehr ausgeheilt, wie solches beim Feste der Fall war.

Die Gründung der Paris-Straßburger Eisenbahn wurde durch ein Gesetz vom 21. Juni 1842 beschlossen, also im zwölften Jahre der Regierung Ludwig-Philipp's, und wenige Tage vor dem Tode des Herzogs von Orleans. Der Staat bereitete die Bahn durch Ankauf des nöthigen Bodens, dann wurde sie auf 99 Jahre einer Gesellschaft übergeben, deren Mitglieder das erforderliche Geld schossen zu allen Ausgaben, welche die Benutzung einer Eisenbahn nach sich ziehen. Dafür nimmt nunmehr diese Gesellschaft auch das Geld ein, das für den Transport der Reisenden und der Waaren bezahlt werden muß. — Die Arbeiten gingen aber nicht allzusehr von Statten, und erst in den letzten Jahren wurde tüchtig die Hand an's Werk gelegt. Am 10. Juli 1849 feierte man die Einweihung der ersten, zehn Stunden langen Strecke der Eisenbahn, nämlich von Paris nach Meaux-en-Brie, wo die guten, feinen Käse herkommen, die wie Dreikönigskuchen aussehen. Einige Wochen später, am 21sten August 1849, konnte man von Meaux bis Epervan fahren, einer Stadt in deren Nähe der feurige Champagner Wein wächst, und am 10ten November des nämlichen Jahres ging's schon bis Chalons an der Marne, der Hauptstadt der Champagne. Nun aber dauerte es fast ein Jahr bevor wieder ein neues Stück fertig war, denn erst am 5. September 1850 wurde die Strecke zwischen Chalons und Vitry-le-François eröffnet; am 29. Mai 1851 fuhr man zum erstenmal bis Bar-le-Duc, einer Stadt, die schon zu Lothringen gehört; am 18. November darauf bis Commercy; am 19. Juni 1852 bis Nancy, der freundlichen Stadt an der Murthe, und die zuletzt vollendete Strecke, von Nancy über Lunéville nach Saarburg, wurde am 18. Juli darauf eröffnet und eingeweiht. Jeder Leser weiß, daß man bereits seit dem 29. Mai 1851 auf der Eisenbahn von Straßburg nach Saarburg fahren konnte, wo dann die Pariser Diligence wieder abgeladen wurde und auf ihren eigenen Rädern weiter in's Land hinein rollte.

Zuerst war die Rede davon gewesen, die feierliche Einweihung der ganzen großen, 500 Kilometer langen Eisenbahn erst am 15. August, als dem gesetzlichen neuen National-Festtag, vorzunehmen. Bald aber kam man von diesem Gedank zurück, weil leicht voranzusehen war, daß der Prinz Ludwig-Napoleon, der Präsident der französischen Republik, an diesem Tage

nicht wohl der Einweihung würde beiwohnen können, da seine Gegenwart in Paris, während eines National-Festes, gewissermaßen durchaus nothwendig erachtet wird. Somit wurde die Feierlichkeit bereits auf den 18. Juli festgesetzt, und alsobald die nöthigen Vorbereitungen dazu getroffen, und zweckdienliche Maßregeln genommen.

In seiner Sitzung vom 26. Juni 1852 besprach sich der Straßburger Gemeinderath über die bevorstehenden Festlichkeiten, bewilligte einen Credit von 25,000 Fr. zu diesem Zwecke, und ernannte aus seiner Mitte eine Deputation, die aus den Hrn. Chastelain, Maire; Preiß, Adjunkt, und Schützenberger, ehemaliger Maire, bestand, und welche den Auftrag erhielt sich ohne Säumen nach Paris zu begeben und den Präsidenten der Republik einzuladen, die feierliche Eröffnung des Schienenwegs mit seiner Gegenwart in Straßburgs Mauern zu verehereichen. Freundlich empfing Ludwig-Napoleon Straßburgs Abgeordnete, und versprach ohne Bedenken ihren Wunsch mit Freuden zu erfüllen. Nun gab's Arbeit vollauf in Stadt und Land, damit Alles bereit sey zur würdigen Feier des großen Tages, der tausend und aber tausend fremde Gäste nach Straßburg rufen sollte. In allen Orten und Enden wurde geräumt und geschweert, gepußt und geschmückt, Fahnen gerüstet und Kronen und Kränze gewunden. Im Bahnhof, und in dessen Nähe, war das meiste Rennen und Jagen und Treiben; Soldaten waren angestellt worden um bei den Zurüstungen behilflich zu seyn; ein Pariser, Gaudillot mit Namen, hatte das Ausschlagen des Altars und der Tribünen übernommen; da er die Materialien dazu bereits vorräthig hatte, von der Fahnenautheilung her, die am 10. Mai auf dem Champ-de-Mars Statt gefunden, so ging das Ding wie am Schnürel, oder wie geschleckt, sagen die Straßburger; Alles paßte und reimte sich prächtig zusammen, so daß es eine Freude war diese lustigen Bauten gleichsam aus dem Boden emporwachsen zu sehen. Zwei, drei Tage schon vor dem Feste sah's in Straßburg weit lebhafter aus als gewöhnlich; viele Fremden waren eingezogen und harrten mit Ungeduld der nahenden Herrlichkeiten. Auch in den, im Umkreis von einigen Stunden liegenden Dorfschaften, regte sich bei Zeiten ein rühriges Leben; allenthalben wurden stätliche Wagen aufgepußt oder angestrichen, Laubgewinde und Kronen von kunstfertigen Händen geflochten, welche die Wagen zu wandelnden Gärten und Lusthainen gestalten sollten, mit

Landleute selbst an geweihter Stätte erschlugen, von Priestern und Laien durch die enselichsten Mißhandlungen Geld erpreßten, blieb der Bund unthätig, und das Beispiel Jakobs von Lichtenberg, der sich vor den Riß gestellt hatte, fand keine Nachahmer. „Weil ihre Wand kalt blieb,“ sagt der Chronist, „blieben diejenigen zu Haus, welche das Unglück nicht betraf.“ — Droben im Sundgau und im Mümpelgarder Land trieben's die Becken eben so grausam wie in den unteren Gegenden; so überrumpelten sie unter anderm das Städtchen Grandvillars, in welches zwei und zwanzig umliegende Dörfer ihre Habe geflüchtet hatten, plünderten Alles rein aus, und wütheten darin mit Pfänden und Todtschlagen, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. —

Ende gut, Alles gut! sagt das Sprichwort; darum wird auch der geneigte Leser dem Boten gerne gestatten, daß er seine traurige Erzählung mit etwas Freudigem, nämlich mit einer Hochzeit, schließen dürfe. Daß Stephan Mangold nicht allzulange in Steinburg auf sich warten ließ, wird Jeder sich leicht denken können, der schon die Wunder und die Macht der Liebe an seinem eigenen Herzen empfunden hat, und daß die verwaiste, einsam im Leben stehende Elisabeth ihn mit schmerzlichem, doch zugleich auch freundlichem Lächeln willkommen hieß, läßt sich eben so leicht begreifen; er fand sie in dem Hause des Oheims, der vorläufig sein kärgliches Brod mit ihr theilte, das anfänglich immer mit bittern Thränen benehrt wurde.

— Ohne es zu ahnen, hatten die Becken zum Voraus für Mangolds späteres Fortkommen Sorge getragen; unter ihren Streichen war auch der Schmied von Steinburg geblieben, dessen Werkstätt nun leer und öde stand, und darum sogleich von dem tüchtigen Waffenschmied ange treten werden konnte, der keine große Mühe hatte bald auch seine Geschicklichkeit zu beweisen in den Arbeiten des Hufschmiedes.

Und als der Frühling des Jahres 1440 erschienen war, da durfte Stephan Mangold, der junge Schmiedemeister von Steinburg, die tugendsame Jungfrau Elisabeth Kienhardt heimführen als sein eheliches Gemahl, Beide reich an Liebe und Freude und fröhlicher Hoffnung!

Nachträglich bemerkt der Bote noch, daß es mit diesem Einfall der Armagnaken im Jahr 1439 noch nicht fertig war, sondern daß 5 Jahre später, im Monat August 1444, die Becken zum zweiten Mal in unser armes Vaterland einfielen, und noch weit ärger darin hausten; diesmal

standen sie unter der Anführung des Dauphins von Frankreich, der später König wurde unter dem Namen Ludwig XI. Das unglückliche, ausgefressene und verarmte Elsaß mußte diese wüsten Gäste bis zum Frühjahr 1445 beherbergen, die am 16. März erst anfangen sich zusammenzuziehen, und dann durch das Leberthal ihren Rückzug nahmen. — Vielleicht kommt der Bote später einmal umständlicher auf diesen zweiten Einfall der armen Becken zurück, von dem auch gar Vieles zu erzählen wäre, leider aber blickwenig Gutes und Erfreuliches.

Das Einweihungs-Fest

der

Eisenbahn von Paris nach Straßburg,
am 18. Juli 1852.

(Mit einer Abbildung.)

Der Hinfende Bote hat nun ausgeruht von den vielen Fälligkeiten, welche durch die feierliche Einweihung der Eisenbahn von Paris nach Straßburg veranlaßt und herbeigerufen wurden; sein Kopf sitzt ihm wieder an rechten Fleck, denn, wahrhaftig, er wußte vor lauter Gejübel und Freude gar nicht mehr wo er ihm stand, und er will's nun versuchen ein kurzen Bericht über alle die stattgehabten Festivitäten niederzuschreiben, der dann in den Kalender soll eingerückt werden, weil er glaubt, daß solches von seinen geneigten Lesern mit Theilnahme aufgenommen wird. Diejenigen, welche dem Feste beiwohnten, können, beim Anblicke der Abbildung, und beim Lesen der Beschreibung, die frohen Stunden noch einmal im Geiste durchleben, und denen, die nicht von daheim abkommen konnten, oder die sich, aus wohlweislichen Gründen, keine allzugroßen Ausgaben erlauben durften, wird somit die Gelegenheit dargeboten das großartige Einweihungsfest in Gedanken zu feiern, was wohl die sechs Sou werth ist, je der Kalender kostet!

Da wir, ohne die Eisenbahn, auch kein Einweihungsfest derselben können hätten, so ist's nicht mehr als billig, daß wir in gedrängter Kürze zuerst von dem Entstehen und dem Fortgang des Schienenweges reden, der nun die alte Stadt Straßburg mit Frankreichs gewaltiger Hauptstadt verbindet, unermittelt dessen man jetzt, in zehn bis zwölf Stunden, von den Ufern des Rheins an die Ufer's Seinesflusses gelangen kann, wenn nur das Geld dazu nicht in der Tasche fehlt; denn umßt werden in Zukunft

Landleute selbst an geweihter Stätte erschlagen, von Priestern und Laien durch die entsetzlichsten Mißhandlungen Geld erpressten, blieb der Bund unthätig, und das Beispiel Jakobs von Lichtenberg, der sich vor den Riß gestellt hatte, fand keine Nachahmer. „Weil ihre Wand kalt blieb,“ sagt der Chronist, „blieben diejenigen zu Haus, welche das Unglück nicht betraf.“ — Drobos im Sundgau und im Mümpelgarder Land trieben's die Becken eben so grausam wie in den unteren Gegenden; so überrumpelten sie unter andern das Städtchen Grandwillar, in welches zwei und zwanzig umliegende Dörfer ihre Habe geflüchtet hatten, plünderten Alles rein aus, und wütheten darin mit Pfänden und Todtschlagen, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. —

Ende gut, Alles gut! sagt das Sprichwort; darum wird auch der geneigte Leser dem Voten gerne gestatten, daß er seine traurige Erzählung mit etwas Freudigem, nämlich mit einer Hochzeit, schließen dürfe. Daß Stephan Mangold nicht allzulange in Steinburg auf sich warten ließ, wird Jeder sich leicht denken können, der schon die Wunder und die Macht der Liebe an seinem eigenen Herzen empfunden hat, und daß die verwaisete, einsam im Leben stehende Elisabeth ihn mit schmerzlichen, doch zugleich auch freundlichem Lächeln willkommen ließ, läßt sich eben so leicht begreifen; er fand sie in dem Hause des Rheims, der vorläufig sein kärgliches Brod mit ihr theilte, das anfänglich immer mit bitteren Thränen beneht wurde.

— Ohne es zu ahnen, hatten die Becken zum Voraus für Mangolds späteres Fortkommen Sorge getragen; unter ihren Streichen war auch der Schmied von Steinburg geblieben, dessen Werkstatt nun leer und öde stand, und darum sogleich von dem tüchtigen Waffenschmied angestrichen werden konnte, der keine große Mühe hatte bald auch seine Geschicklichkeit zu beweisen in den Arbeiten des Hufschmieds.

Und als der Frühling des Jahres 1440 erwiesenermaßen war, da durfte Stephan Mangold, der junge Schmiedemeister von Steinburg, die tugendhafte Jungfrau Elisabeth Kienhardt heimführen als sein eheliches Gemahl, Beide reich an Liebe und Freude und fröhlicher Hoffnung!

Nachträglich bemerkt der Vote noch, daß es mit diesem Einfall der Armagnaken im Jahr 1439 noch nicht fertig war, sondern daß 5 Jahre später, im Monat August 1444, die Becken zum zweiten Mal in unser armes Vaterland einfielen, und noch weit ärger darin hausten; diesmal

standen sie unter der Anführung des Dauphins von Frankreich, der später König wurde unter dem Namen Ludwig XI. Das unglückliche, ausgepresste und verarmte Elß mußte diese wüsten Gäste bis zum Frühjahr 1445 beherbergen, die am 16. März erst anfangen sich zusammenzuziehen, und dann durch das Leberthal ihren Rückzug nahmen. — Vielleicht kommt der Vote später einmal umständlicher auf diesen zweiten Einfall der armen Becken zurück, von dem auch gar Vieles zu erzählen wäre, leider aber bligwenig Gutes und Erfreuliches.

Das Einweihungs-Fest

Eisenbahn von Paris nach Straßburg,

am 18. Juli 1852.

(Mit einer Bildang.)

Der Hinke Vote hat nun ausgeruht von den vielen Festlichkeiten, welche durch die feierliche Einweihung der Eisenbahn von Paris nach Straßburg veranlaßt und herbeigeführt wurden; sein Kopf sitzt ihm wieder an rechten Fleck, denn, wahrhaftig, er mußte vor lauter Stachel und Freude gar nicht mehr wo er ihm stand, und er will's nun versuchen ein kurzen Bericht über alle die stattgehabten Festitäten niederzuschreiben, der dann in den Kalender soll eingerückt werden, weil er glaubt, daß solches von seinen geneigten Lesern mit Theilnahme aufgenommen wird. Diejenigen, welche dem Feste beiwohnten, können, beim Anblicke der Abbildung, und beim Lesen der Beschreibung, in frohen Stunden noch einmal im Geiste durchsich, und denen, die nicht von daheim abkommen konnten, oder die sich, aus wohlweislichen Gründen, keine allzu großen Ausgaben erlauben durften, wird somit die Gelegenheit dargeboten das großartige Einweihungsfest in Gedank zu feiern, was wohl die sechs Sou werth ist, die der Kalender kostet!

Da wir, ohne die Eisenbahn, auch kein Einweihungsfest derselben können hätten, so ist's nicht mehr als billig, daß wir in gedrängter Kürze zuerst von dem Entstehen und dem Fortgang des Schienenweges reden, der nun die alte Stadt Straßburg mit Frankreichs gewaltiger Hauptstadt verbindet, unermittelt dessen man jetzt, in zehn bis zwölf Stunden, von den Ufern des Rheins an die Ufer des Seinesflusses gelangen kann, wenn nur daddel dazu nicht in der Tasche fehlt; denn umßt werden in Zukunft

keine Zettel mehr ausgeheilt, wie solches beim Feste der Fall war.

Die Gründung der Paris-Straßburger Eisenbahn wurde durch ein Gesetz vom 21. Juni 1842 beschlossen, also im zwölften Jahre der Regierung Ludwig-Philipp's, und wenige Tage vor dem Tode des Herzogs von Orleans. Der Staat bereitete die Bahn durch Ankauf des nöthigen Bodens, dann wurde sie auf 99 Jahre einer Gesellschaft übergeben, deren Mitglieder das erforderliche Geld schossen zu allen Ausgaben, welche die Benutzung einer Eisenbahn nach sich ziehen. Dafür nimmt nunmehr diese Gesellschaft auch das Geld ein, das für den Transport der Reisenden und der Waaren bezahlt werden muß. — Die Arbeiten gingen aber nicht allzusehr von Statten, und erst in den letzten Jahren wurde tüchtig die Hand an's Werk gelegt. Am 10. Juli 1849 feierte man die Einweihung der ersten, zehn Stunden langen Strecke der Eisenbahn, nämlich von Paris nach Meaux-en-Brie, wo die guten, feinen Käse herkommen, die wie Dreikönigskuchen aussehen. Einige Wochen später, am 21sten August 1849, konnte man von Meaux bis Epervan fahren, einer Stadt in deren Nähe der feurige Champagner Wein wächst, und am 10ten November des nämlichen Jahres ging's schon bis Chalons an der Marne, der Hauptstadt der Champagne. Nun aber dauerte es fast ein Jahr bevor wieder ein neues Stück fertig war, denn erst am 5. September 1850 wurde die Strecke zwischen Chalons und Vitry-le-François eröffnet; am 29. Mai 1851 fuhr man zum erstenmal bis Bar-le-Duc, einer Stadt, die schon zu Lothringen gehört; am 18. November darauf bis Commercy; am 19. Juni 1852 bis Nancy, der freundlichen Stadt an der Murthe, und die zuletzt vollendete Strecke, von Nancy über Luneville nach Saarburg, wurde am 18. Juli darauf eröffnet und eingeweiht. Jeder Leser weiß, daß man bereits seit dem 29. Mai 1851 auf der Eisenbahn von Straßburg nach Saarburg fahren konnte, wo dann die Pariser Diligence wieder abgeladen wurde und auf ihren eigenen Rädern weiter in's Land hinein rollte.

Zuerst war die Rede davon gewesen, die feierliche Einweihung der ganzen großen, 500 Kilometer langen Eisenbahn erst am 15. August, als dem gesetzlichen neuen National-Festtag, vorzunehmen. Bald aber kam man von diesem Gedank zurück, weil leicht voranzusehen war, daß der Prinz Ludwig-Napoleon, der Präsident der französischen Republik, an diesem Tage

nicht wohl der Einweihung würde beiwohnen können, da seine Gegenwart in Paris, während eines National-Festes, gewissermaßen durchaus nothwendig erachtet wird. Somit wurde die Feierlichkeit bereits auf den 18. Juli festgesetzt, und alsobald die nöthigen Vorbereitungen dazu getroffen, und zweckdienliche Maßregeln genommen.

In seiner Sitzung vom 26. Juni 1852 besprach sich der Straßburger Gemeinderath über die bevorstehenden Festlichkeiten, bewilligte einen Credit von 25,000 Fr. zu diesem Zwecke, und ernannte aus seiner Mitte eine Deputation, die aus den Hrn. Chastelain, Maire; Preiß, Adjunkt, und Schügenberger, ehemaliger Maire, bestand, und welche den Auftrag erhielt sich ohne Säumen nach Paris zu begeben und den Präsidenten der Republik einzuladen, die feierliche Eröffnung des Schienenwegs mit seiner Gegenwart in Straßburgs Mauern zu verehelichen. Freundlich empfing Ludwig-Napoleon Straßburgs Abgeordnete, und versprach ohne Bedenken ihren Wunsch mit Freuden zu erfüllen. Nun gab's Arbeit vollauf in Stadt und Land, damit Alles bereit sey zur würdigen Feier des großen Tages, der tausend und aber tausend fremde Gäste nach Straßburg rufen sollte. In allen Orten und Enden wurde geräumt und geschweert, gepußt und geschmückt, Fahnen gerüflet und Kronen und Kränze gewunden. Im Bahnhof, und in dessen Nähe, war das meiste Rennen und Jagen und Treiben; Soldaten waren angestellt worden um bei den Zurüstungen behilflich zu seyn; ein Pariser, Gaudillot mit Namen, hatte das Ausschlagen des Altars und der Tribünen übernommen; da er die Materialien dazu bereits vorräthig hatte, von der Fahnenautheilung her, die am 10. Mai auf dem Champ-de-Mars Statt gefunden, so ging das Ding wie am Schnürel, oder wie geschleckt, sagen die Straßburger; Alles paßte und reimte sich prächtig zusammen, so daß es eine Freude war diese lustigen Bauten gleichsam aus dem Boden emporwachsen zu sehen. Zwei, drei Tage schon vor dem Feste sah's in Straßburg weit lebhafter aus als gewöhnlich; viele Fremden waren eingezogen und harrten mit Ungeduld der nahenden Herrlichkeiten. Auch in den, im Umkreis von einigen Stunden liegenden Dorfschaften, regte sich bei Zeiten ein rühriges Leben; allenthalben wurden stätliche Wagen aufgepußt oder angestrichen, Laubgewinde und Kronen von kunstfertigen Händen geflochten, welche die Wagen zu wandelnden Gärten und Lusthainen gestalten sollten, mit

Landleute selbst an geweihter Stätte erschlugen, von Priestern und Laien durch die enselichsten Mißhandlungen Geld erpreßten, blieb der Bund unthätig, und das Beispiel Jakobs von Lichtenberg, der sich vor den Riß gestellt hatte, fand keine Nachahmer. „Weil ihre Wand kalt blieb,“ sagt der Chronist, „blieben diejenigen zu Haus, welche das Unglück nicht betraf.“ — Droben im Sundgau und im Mümpelgarder Land trieben's die Becken eben so grausam wie in den unteren Gegenden; so überrumpelten sie unter anderm das Städtchen Grandvillars, in welches zwei und zwanzig umliegende Dörfer ihre Habe geflüchtet hatten, plünderten Alles rein aus, und wütheten darin mit Pfänden und Todtschlagen, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. —

Ende gut, Alles gut! sagt das Sprichwort; darum wird auch der geneigte Leser dem Boten gerne gestatten, daß er seine traurige Erzählung mit etwas Freudigem, nämlich mit einer Hochzeit, schließen dürfe. Daß Stephan Mangold nicht allzulange in Steinburg auf sich warten ließ, wird Jeder sich leicht denken können, der schon die Wunder und die Macht der Liebe an seinem eigenen Herzen empfunden hat, und daß die verwaiste, einsam im Leben stehende Elisabeth ihn mit schmerzlichem, doch zugleich auch freundlichem Lächeln willkommen hieß, läßt sich eben so leicht begreifen; er fand sie in dem Hause des Oheims, der vorläufig sein kärgliches Brod mit ihr theilte, das anfänglich immer mit bittern Thränen benehrt wurde.

— Ohne es zu ahnen, hatten die Becken zum Voraus für Mangolds späteres Fortkommen Sorge getragen; unter ihren Streichen war auch der Schmied von Steinburg geblieben, dessen Werkstatte nun leer und öde stand, und darum sogleich von dem tüchtigen Waffenschmied ange treten werden konnte, der keine große Mühe hatte bald auch seine Geschicklichkeit zu beweisen in den Arbeiten des Hufschmiedes.

Und als der Frühling des Jahres 1440 erschienen war, da durfte Stephan Mangold, der junge Schmiedemeister von Steinburg, die tugendsame Jungfrau Elisabeth Kienhardt heimführen als sein eheliches Gemahl, Beide reich an Liebe und Freude und fröhlicher Hoffnung!

Nachträglich bemerkt der Bote noch, daß es mit diesem Einfall der Armagnaken im Jahr 1439 noch nicht fertig war, sondern daß 5 Jahre später, im Monat August 1444, die Becken zum zweiten Mal in unser armes Vaterland einfielen, und noch weit ärger darin hausten; diesmal

standen sie unter der Anführung des Dauphins von Frankreich, der später König wurde unter dem Namen Ludwig XI. Das unglückliche, ausgefressene und verarmte Elsaß mußte diese wüsten Gäste bis zum Frühjahr 1445 beherbergen, die am 16. März erst anfangen sich zusammenzuziehen, und dann durch das Leberthal ihren Rückzug nahmen. — Vielleicht kommt der Bote später einmal umständlicher auf diesen zweiten Einfall der armen Becken zurück, von dem auch gar Vieles zu erzählen wäre, leider aber blickwenig Gutes und Erfreuliches.

Das Einweihungs-Fest

der

Eisenbahn von Paris nach Straßburg,
am 18. Juli 1852.

(Mit einer Abbildung.)

Der Hinfende Bote hat nun ausgeruht von den vielen Fälligkeiten, welche durch die feierliche Einweihung der Eisenbahn von Paris nach Straßburg veranlaßt und herbeigerufen wurden; sein Kopf sitzt ihm wieder an rechten Fleck, denn, wahrhaftig, er wußte vor lauter Gejubel und Freude gar nicht mehr wo er ihm stand, und er will's nun versuchen ein kurzen Bericht über alle die stattgehabten Festivitäten niederzuschreiben, der dann in den Kalender soll eingerückt werden, weil er glaubt, daß solches von seinen geneigten Lesern mit Theilnahme aufgenommen wird. Diejenigen, welche dem Feste beiwohnten, können, beim Anblicke der Abbildung, und beim Lesen der Beschreibung, die frohen Stunden noch einmal im Geiste durchleben, und denen, die nicht von daheim abkommen konnten, oder die sich, aus wohlweislichen Gründen, keine allzugroßen Ausgaben erlauben durften, wird somit die Gelegenheit dargeboten das großartige Einweihungsfest in Gedanken zu feiern, was wohl die sechs Sou werth ist, je der Kalender kostet!

Da wir, ohne die Eisenbahn, auch kein Einweihungsfest derselben können hätten, so ist's nicht mehr als billig, daß wir in gedrängter Kürze zuerst von dem Entstehen und dem Fortgang des Schienenweges reden, der nun die alte Stadt Straßburg mit Frankreichs gewaltiger Hauptstadt verbindet, unermittelt dessen man jetzt, in zehn bis zwölf Stunden, von den Ufern des Rheins an die Ufer's Seinesflusses gelangen kann, wenn nur das Geld dazu nicht in der Tasche fehlt; denn umßt werden in Zukunft

keine Zettel mehr ausgeheilt, wie solches beim Feste der Fall war.

Die Gründung der Paris-Strassburger Eisenbahn wurde durch ein Gesetz vom 21. Juni 1842 beschlossen, also im zwölften Jahre der Regierung Ludwig-Philipp's, und wenige Tage vor dem Tode des Herzogs von Orleans. Der Staat bereitete die Bahn durch Ankauf des nöthigen Bodens, dann wurde sie auf 99 Jahre einer Gesellschaft übergeben, deren Mitglieder das erforderliche Geld schossen zu allen Ausgaben, welche die Benutzung einer Eisenbahn nach sich ziehen. Dafür nimmt nunmehr diese Gesellschaft auch das Geld ein, das für den Transport der Reisenden und der Waaren bezahlt werden muß. — Die Arbeiten gingen aber nicht allzusehr von Statten, und erst in den letzten Jahren wurde tüchtig die Hand an's Werk gelegt. Am 10. Juli 1849 feierte man die Einweihung der ersten, zehn Stunden langen Strecke der Eisenbahn, nämlich von Paris nach Meaux-en-Brie, wo die guten, feinen Käse herkommen, die wie Dreikönigsuchen aussehen. Einige Wochen später, am 21sten August 1849, konnte man von Meaux bis Eperrnay fahren, einer Stadt in deren Nähe der feurige Champagner Wein wächst, und am 10ten November des nämlichen Jahres ging's schon bis Chalons an der Marne, der Hauptstadt der Champagne. Nun aber dauerte es fast ein Jahr bevor wieder ein neues Stück fertig war, denn erst am 5. September 1850 wurde die Strecke zwischen Chalons und Vitry-le-François eröffnet; am 29. Mai 1851 fuhr man zum erstenmal bis Bar-le-Duc, einer Stadt, die schon zu Lothringen gehört; am 18. November darauf bis Commercy; am 19. Juni 1852 bis Nancy, der freundlichen Stadt an der Murthe, und die zuletzt vollendete Strecke, von Nancy über Lunéville nach Saarburg, wurde am 18. Juli darauf eröffnet und eingeweiht. Jeder Leser weiß, daß man bereits seit dem 29. Mai 1851 auf der Eisenbahn von Strassburg nach Saarburg fahren konnte, wo dann die Pariser Dilligence wieder abgeladen wurde und auf ihren eigenen Rädern weiter in's Land hinein rollte.

Zuerst war die Rede davon gewesen, die feierliche Einweihung der ganzen großen, 500 Kilometer langen Eisenbahn erst am 15. August, als dem gesetzlichen neuen National-Festtag, vorzunehmen. Bald aber kam man von diesem Gedanken zurück, weil leicht vorauszusehen war, daß der Prinz Ludwig-Napoleon, der Präsident der französischen Republik, an diesem Tage

nicht wohl der Einweihung würde beiwohnen können, da seine Gegenwart in Paris, während eines National-Festes, gewissermaßen durchaus nothwendig erachtet wird. Somit wurde die Feierlichkeit bereits auf den 18. Juli festgesetzt, und alsobald die nöthigen Vorkehrungen dazu getroffen, und zweckdienliche Maßregeln genommen.

In seiner Sitzung vom 26. Juni 1852 besprach sich der Strassburger Gemeinderath über die bevorstehenden Festlichkeiten, bewilligte einen Credit von 25,000 Fr. zu diesem Zwecke, und ernannte aus seiner Mitte eine Deputation, die aus den Hrn. Chastelain, Maire; Preiß, Adjunkt, und Schützenberger, ehemaliger Maire, bestand, und welche den Auftrag erhielt sich ohne Säumen nach Paris zu begeben und den Präsidenten der Republik einzuladen, die feierliche Eröffnung des Schienenwegs mit seiner Gegenwart in Strassburg's Mauern zu verherrlichen. Freundlich empfing Ludwig-Napoleon Strassburg's Abgeordnete, und versprach ohne Bedenken ihren Wunsch mit Freuden zu erfüllen. Nun gab's Arbeit vollauf in Stadt und Land, damit Alles bereit sey zur würdigen Feier des großen Tages, der tausend und aber tausend fremde Gäste nach Strassburg rufen sollte. An allen Orten und Enden wurde geräumt und geschauert, gepußt und geschmückt, Fahnen gerüstet und Kronen und Kränze gewunden. Im Bahnhof, und in dessen Nähe, war das meiste Rennen und Jagen und Treiben; Soldaten waren angestellt worden um bei den Zurüstungen behilflich zu seyn; ein Pariser, Gaudillot mit Namen, hatte das Aufschlagen des Altars und der Tribunen übernommen; da er die Materialien dazu bereits vorräthig hatte, von der Fahnenaus-theilung her, die am 10. Mai auf dem Champ-de-Mars Statt gefunden, so ging das Ding wie am Schnürel, oder wie geschleckt, sagen die Strassburger; Alles paßte und reimte sich prächtig zusammen, so daß es eine Freude war diese lustigen Bauten gleichsam aus dem Boden emporsprossen zu sehen. Zwei, drei Tage schon vor dem Feste sah's in Strassburg weit lebhafter aus als gewöhnlich; viele Fremden waren eingezogen und harrten mit Ungeduld der nahenden Herrlichkeiten. Auch in den, im Umkreis von einigen Stunden liegenden Dorfschaften, regte sich bei Zeiten ein rühriges Leben; allenthalben wurden stattliche Wägen aufgepußt oder angefrischen, Laubgewinde und Kronen von kunstfertigen Händen geflochten, welche die Wägen zu wandelnden Gärten und Lusthainen gestalten sollten, mit

freundlichen und blühenden Jungfrauen bevölkert, die sich's auch nicht mochten nehmen lassen ihr Scherlein beizutragen zum Glanz und zur Pracht des volksrühmlichen Festes.

Eine schwüle, drückende Hitze herrschte. Allwärts wurde der Wunsch laut: Wenn nur ein gelinder Regen die glühende Luft etwas abkühlen könnte; man muß ja verschmachten, wenn's so heiß macht während der Festtage! Und dann der schreckliche Staub, was wird der uns ausstehen machen! — Was den Staub anbelangt, von dem hätten uns Straßburgs wackere Pompieri befreit; sie hatten schon den Auftrag erhalten, in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag mit ihren Feuerpistolen auszurücken und allenthalben tüchtig zu sprengen, hauptsächlich in der Gegend des Bahnhofes, wo der Staub handhoch aufgeschichtet lag. Allein ein Höherer nahm's über sich den störenden Staub zu dämmen; die Fenster des Himmels öffneten sich in besagter Nacht, und ein kühler erquickender Regen fiel nieder auf die lechzende Erde, zugleich aber auch auf die mancherlei Verzierungen und Fahnen und Wimpeln und Flaggen, die feucht und schwer niederhängen in der Morgenfrühe des Sonntags, und gar nicht mehr lustig im Winde flattern wollten! — Bereits vor dem Frühstück hielt der Bote eine kleine Umschau, um zu sehen was es Neues gebe, und traf auf der Straße fremde Gesichter in Menge an, die von allen Seiten mit Dampf hergekommen waren. Fünf besondere Züge hatte die zu eröffnende Eisenbahn in den Abendstunden des Samstags aus Paris hieher befördert, bei denen viele ausgezeichnete Personen sich befanden. Auch die Tante Ludwig Napoleons, die Prinzessin Stephanie von Baden, hatte ihre freundliche Residenz im Dosthale verlassen, um in Straßburg den jetzt so hochgestellten und gefeierten Neffen zu begrüßen, und war im Gasthof zur Stadt Paris abgestiegen, dessen Eigentümer viel Geld darauf verwandt hatte ihn recht fürstlich auszumücken.

Die Straßen und Plätze von der Präfektur bis zum Bahnhof, durch welche, nach der Einweihung, der Festzug schreiten sollte, boten am meisten Sehenswürdiges dar. Im Garten der Präfektur, dem Jubelhore gegenüber, erhob sich ein Pavillon, mit blauem Sammet ausgeschlagen und mit silbernen Fransen verbrämt; Fahnen-Trophäen und ein goldener Adler erhöhten den Glanz dieser Tribune, von der herab der Prinz-Präsident den Wagenzug der Dorfschaften beschauen sollte. Drüben auf dem Walle stand schon das Feuerwerk gerüstet, welches beim Be-

ginne der Nacht abgebrannt wurde. Das Theater war auch festlich ausgeschmückt mit langen rothen Behängen, mit Fahnen und mit Wappenschilden verschiedener Städte. Zwischen den beiden mittleren Säulen, dem Broglie zu, schwebte ein goldener Adler, und oben über den steinernen Figuren der Musen war ein Transparent befestigt, ebenfalls mit einem Adler, was Abends bei der Illumination einen herrlichen Effekt hervorbringen sollte. — Das hölzerne Gerüste, worauf allabendlich eine Regiments-Musik sich hören läßt, war auch festlich herausgeputzt worden, mit Laubgewinden und farbigen, durchsichtigen Kugeln zur Beleuchtung. Der Broglie und das Gemeindegewölbe lachten einen ordentlich an in ihrem glänzenden Festtagschmuck; überall erblickte man die Anfangsbuchstaben von Ludwig Napoleons Namen, goldene Adler, Wappenschilder, Fahnen und Driflammen. Am Anfange des Broglie, dort wo die Münsterergasse ausmündet, war ein kleiner, lustiger Tempel errichtet worden, in welchem die gypsene Bildsäule der Stadt Straßburg prangte, mit der Mauerkrone auf dem Haupt. Des Tempels Vorderseite trug die Inschrift: Ludwig Napoleon das dankbare Straßburg. Rings um dieses Monument her liefen dünne Gasröhren; der Gas sollte Abends angezündet werden, wodurch man einen wahren Feuer- und Flammentempel zu schauen bekommen hätte; allein das dem Feuer entgegengesetzte Element, das Wasser, machte einen Strich durch die Rechnung, denn es regnete in die Röhren, und der Gas wollte nicht brennen, was wirklich recht schade war! — Von der fürstlichen Ausschmückung des Gasthofs zur Stadt Paris haben wir weiter oben schon gesprochen; wir schreiten der gedeckten Halle vor der Kleinmexig zu, die ebenfalls mit Fahnen und Wimpeln geschmückt ist. Hier wurden die dreißündigen Vollbrode unter die ärmeren Bürgerklassen vertheilt, welche die Stadtverwaltung bei mehreren Bäckern zu diesem Zwecke hatte backen lassen; in der That, eine solche Anwendung des Geldes ist höchst lobenswerth!

Wir machen schnell einen kleinen Abstecher und betrachten den Kleber- und den Gutenbergsplatz; auf ersterem wurden zwei haushöhe, sogenannte venetianische Maste errichtet, mit langen dreifarbigigen Wimpeln, darauf die Inschrift zu lesen war: Französische Republik; auf letzterem, dem alten Gärtnermarkt, trug jeder der ihn umgrünenden Bäume einen dreifarbigigen Wimpel, welcher an einer Stange befestigt war.

Jetzt zum Bahnhof, woselbst die Hauptfeier

der Einweihung Statt finden sollte. Am Anfang, oder am Ende der Schienen, es ist gehüpft wie gesprungen, erhebt sich der Altar, an welchem der Herr Bischof von Straßburg eine stille Messe lesen soll. Ein Dom von silber- und golddurchwirktem Zeuge, von dem herab ein Kreuz und entgegenwinkt, überdeckt diesen Altar, zu welchem 24 Stufen hinauführen. Vier vergoldete Seraphime schweben auf den vier Ecken der Kuppel. Lorbeer- und Granatbäume, und andere seltene Pflanzen, schmücken duftend die Stufen und den ganzen Raum in der Nähe des Altars, hinter welchem man eine kleine Sakristei angebracht hatte; nebenan befanden sich, rechts und links, zwei Estraden für die Sänger und Musiker, die beim Gottesdienst behülflich seyn sollten. Rechts vom Altare weg, dem Walle zu, steht die für Ludwig Napoleon bestimmte Tribune, über welcher ein riesiger goldener Adler seine gewaltigen Flügel schwinget, und die herrlich verziert ist mit Fahnen und Wappenschilden und künstlichem Laubgewinde. Rings um den rothgoldenen Lehnstuhl des Präsidenten reihen sich andere Sitze für sein Gefolge. Dieser Tribune gegenüber erhebt sich eine andere, welche für die verschiedenen Behörden bereitet ist. Große Lücher, sogenannte Belariums, verbinden den Altar mit diesen beiden Tribunen, und folgende Inschriften sind darauf zu lesen:

Ludwig Napoleon das dankbare Elfaß.
Verbreitung der Wissenschaften und der
Künste.

Straße von den Alpen zur Nordsee.
Straße von Marseille zum Baltischen Meere.
Alle Völker reichen sich die Hand.
Keine Entfernungen mehr.
Der Rhein und der Ozean mit der Donau
vereinigt.

Weiter vor, dem Walle zu, stehen noch andere Tribunen oder Estraden für die zum Feste eingeladenen Gäste aus Stadt und Land, diesseits und jenseits der Gränzen, unter die man Karten vertheilt hatte, welche beim Eintritte mußten vorgewiesen werden. Wohin wir blicken, fällt unser Auge auf haushohe Maste mit Flaggen und Wappenschilden und den Namen französischer oder fremder Städte, auf große Urnen und sonstige Verzierungen. Mitten auf dem Schienenwege steht, auf hohem Fußgestell, eine Bildsäule von Gyps; es ist eine weibliche Figur, die Frankreich vorstellen soll. Ihre rechte Hand streckt sie Deutschland zu, und ihre Linke ruht auf einer Locomotive; eine Krone schmückt ihr Haupt.

Diese allegorische Figur, binnen weniger Tage von dem Straßburger Bildhauer Graß geformt, wurde verschiedenartig gedeutet. Der Bote hörte mit eigenen Ohren, wie ein ehrlicher Bauersmann seinem Söhlein erklärte, daß die Kaiserin Josephine, die Lante des Präsidenten ist; ein Anderer nahm's für Marie Luise, Napoleons zweite Gemahlin. Auch wieder gut, der Glaube macht selig!

Jetzt noch etwas. — Drüben bei der Gasfabrik, am Anfang der Bergherengasse, war schon am frühen Morgen der berühmte Luftschiffer Godard mit dem Anfüllen seines ungeheuer großen Ballons beschäftigt, unter welchem er Nachmittags hoch in die Lüfte steigen wollte. Er ließ Gas aus der Fabrik hineinströmen, und allmählig blähet sich der Ballon auf und rundete sich wie eine Seifenblase, so daß Godard immer mehr und mehr die dünnen Seilen verlängern mußte, an denen er befestigt war.

Jetzt hätten wir so ziemlich die Zurüstungen alle gesehen.

Um zehn Uhr rückten die verschiedenen Truppen aus und stellten sich an den ihnen angewiesenen Plätzen auf. Die Kürassire von Hagenau, und die Lanciers von Kolmar und Neu-Breisach, welche in den nächstliegenden Dörfern einquartirt worden, zogen mit Fahnen und klingendem Spiel zu den verschiedenen Stadthoren ein, und schlossen sich den Regimentern der Garnison an. Gegen elf Uhr begab sich der Straßburger Munizipalrath, voran der Maire und die Adjunkten, von einem Peloton Pompiers begleitet, in den Bahnhof. Um halb zwölf Uhr verließ die gesammte katholische Geistlichkeit Straßburgs die Sankt-Johanneskirche, welche ihr zum Vereinigungspunkt gedient hatte, und wandte sich in feierlicher Prozession dem bei der Eisenbahn errichteten Altare zu.

Ein Polizeikommissarius nebst einigen Agenten eröffneten den Zug, was durchaus nothwendig war um Raum zu schaffen durch die dichtgedrängte Menschenmasse. Hierauf kamen die Zöglinge des kleinen Seminars; diesen folgten die jungen Geistlichen des großen Seminars in faltenreichen Chorhemden; dann drei Kirchenfahnen von verschiedener Farbe, hinter denen die Pfarrer der Stadt und einige aus der Umgegend einerschritten; sodann kamen die Mitglieder des Domkapitels, die Stiftsherren, und zuletzt erschien der Herr Bischof von Straßburg selbst, Andre as R ä ß, in völigem Ornat, mit Mitra und Hirtenstab, und umgeben von seinen General-Vikaren,

Mittlerweile hatten sich auch die verschiedenen Tribünen und Estraden mit Zuschauern angefüllt, und Alles sah mit Ungeduld der Ankunft Louis Napoleons entgegen, der um Mittag einzufragen sollte. Auf dem Balle, beim Kronenburgerthor, standen die Kanoniere gerüstet neben ihren geladenen Kanonen, um des Landes Oberhaupt mit 101 Kanonenschüssen willkommen zu heißen. Dorthin hatte sich auch der Bote postirt, weil er nicht gerne im Gedränge steckt, und erlabte sich während des Harens am Anblick der blühenden Fruchtfelder und des heimatlichen Wasgau, um dessen Häupter dicke Nebelwolken sich gelagert hatten, was eben keinen regenlosen Nachmittag und Abend versprach.

Die Münstererglocke verkündete die Mittagsstunde; es schlug ein Viertel über Zwölf, es schlug halb Eins, aber noch immer war nichts von dem Eisenbahnzuge zu sehen, nach welchem wir in gespannter Erwartung auspäheten. Fünf Minuten gingen noch vorüber. Jetzt aber gilt! Seht, dort von Mundolsheim her naht der dampfende Zug, und durchbrauset die gesegneten Kornfelder! Im Augenblick wird der Erwartete hier seyn! Aufgepaßt, Kanoniere, laßt eueren Donner erschallen! Und ihr, Münsterwächter, ziehet wacker alle Stränge an, daß die Münstererglocken harmonisch herniedertönen und den anderen Glocken der Stadt das verabredete Zeichen geben!

Es liegt immer etwas mächtig und tief Ergreifendes darin, wenn die Kanonen donnern, wenn alle Glocken ihre ehernen Stimmen vermengen, wenn die Trommeln wirbeln und die Trompeten erschallen; man wird feierlich gestimmt und gehoben, und es rieselt einem ordentlich durch alle Glieder, daß man sich kaum selbst Rechenschaft davon zu geben vermag.

Jetzt fährt der Zug unter dem Balle durch; Ludwig Napoleon lehnt sich zum Fenster seines Ehrenwagens heraus, und grüßt dankend und freundlich mit dem federgeschmückten Hute das ihm zujauhzende Volk. Beim Empfangsaale des Bahnhofes hält der Zug an und der Präsident steigt ab. Er trägt die Uniform eines Divisionsgenerals, das große Band der Ehrenlegion und die von ihm gestiftete Militärmedaille. Jetzt naht sich der Maire von Straßburg nebst dem Municipalrath, und bietet dem hohen Gaste die Schlüssel der Stadt an.

Ludwig Napoleon nahm die dargebotenen Schlüssel nicht an, sondern antwortete dem Maire: „Er möge sie behalten, sie seyen in guten Händen, und er hätte die Zuversicht, daß

er das ihm Anvertraute getreu verwalten werde.“

Hierauf verließ der Präsident den Empfangsaal und schritt, den Bahnhof entlang, der für ihn bestimmten Tribune zu, an den anderen Estraden vorüber, von denen herab die Damen ihm eine unzählige Menge von Blumensträußen zuwarfen; er hob lächelnd einige dieser wohlwollenden Zeichen der Liebe und der Ergebenheit auf, und verneigte sich dankend. Als er am Altare vorbeischritt begrüßte er den Herrn Bischof, welcher mit den ihn umgebenden Geistlichen die Stufen des Altars heruntergestiegen war, trat sodann hinauf auf die Tribune und nahm Platz vor dem für ihn in Bereitschaft stehenden Lehnstuhle.

Ein glänzendes Gefolge reihte sich hier um ihn, das aus Ministern, Generalen, Senatoren, Deputirten, Präfekten, Administratoren der Eisenbahn und anderen ausgezeichneten Männern bestand. Herr West, der Präfekt des Niederrheins, und General Walbuer von Freudenstein waren mit einer Deputation in der Morgenfrühe nach Zabern gefahren, um dort den Präsidenten bei seinem Eintritt in das Departement zu begrüßen, was der Bote nachträglich noch bemerkt, da er's vorhin vergessen hat.

Jetzt setzte der Präsident sich nieder; zu seiner Rechten nahm der Kriegsminister, General St.-Arnaud, Platz, und zu seiner Linken der Maire von Straßburg, den er deshalb durch einen seiner Adjutanten hatte zu sich bitten lassen. Und nun begann der Gottesdienst. Der Bischof las eine stille Messe, begleitet von dem Gefang der Seminaristen und der Chorknaben. Bei Aufhebung der Hostie schlugen die Trommler den Fahnenmarsch und die Trompeten ertönten.

Nach beendigter Messe fuhren langsam vier Locomotiven, reich mit Laubgewinden umhangen, dem Altare zu, um den Segen und die Weihe zu empfangen; diese Feuerrosse standen in Einer Linie und waren hinter der Gypsstatue, Frankreich vorstellend, und den fünf Säulen mit goldenen Adlern hervorgekommen. Der Herr Bischof schritt vom Altare herab, umgeben von den Domherren, näherte sich der Tribune des Präsidenten, und hielt, gegen ihn gewendet, folgende Rede in französischer Sprache:

„Monseigneur, meine Herren,

„Während der seinen materiellen Berechnungen und den Vergnügungen seiner Sinne verfallene Mensch in diesen wundervollen, industriellen Schöpfungen, auf die unser Jahrhundert mit Recht stolz ist, nur neue Quellen des Reichthums und der Genüsse erblickt, erhebt der gläubige Christ seine Gedanken höher hinauf, und erschaut

in diesen Schöpfungen des menschlichen Genies neue Mittel, deren Gott sich bedient um seine väterlichen Absichten, in Bezug auf die Völker, in Erfüllung zu bringen, und die Menschen ihrer ewigen Bestimmung entgegenzuführen.

„Vor achtzehn Jahrhunderten hat der Weltapostel in die Giebelseite der Kirche diese hocherhabene Aufschrift eingegraben: Ein Gott, Ein Glaube, Eine Taufe.

„Und Christus selbst, als er seinen Aposteln und Jüngern den Zweck seiner Arbeiten und seiner Sendung erklärte, machte ihnen bekannt, daß ein Tag kommen würde, wo auf Erden nur Ein Hirt und Eine Heerde zu finden wären. Alles strebt in den Absichten Gottes dahin, diese wunderbare Einheit im Schooße der Menschheit zu begründen. „Der Mensch bewegt sich, und Gott lenket ihn,“ sagt ein christlicher Philosoph. Ja, meine Herren, der Mensch, dieses gebrechliche und beschränkte Geschöpf, setzet seinen Betrachtungen und Bemühungen, leider! gar zu oft kein anderes Ziel als ein materielles und gleich ihm vergänglichliches Wohlsynn. Gott aber, der ihn lenket, hebt ihn empor zu Regionen und Ideen, die ihm unbekannt sind.

„Fern sey von uns, meine Herren, der Gedanke, als bliebe die Vorsehung fremd bei dieser erstaunenswürdigen Entwicklung der modernen Industrie, bei diesen großartigen Entdeckungen, welche vor fünfzig Jahren der umfassendste und kühnste Verstand nicht geahnet hätte. Ein weiser und gütevoller Gott wendet die irdische Gluth, welche die heutige Welt bewegt und verzehret, sicherlich dem Triumphe der Wahrheit zu. Wenn die Industrie die Entfernungen auflöst, wenn sie die Schranken niederreißt, welche Zeit und Raum ihren Schöpfungen entgegenstellen, so eröffnet sie auch den göttlichen Lehren des Evangeliums eine schnellere und erweiterte Bahn, sie rennt die Marksteine nieder und verwischt die Gränzen, welche die Völker von einander trennen, um aus ihnen nur Eine in der Liebe und Uebung der christlichen Tugenden geeinigte Familie zu bilden.

„Als Gott Sein Volk auf alle Straßen der bekannten Welt hinschleuderte, jubelten die Feinde der heiligen Zünfte über die Unfälle der gedrückten Nation; allein, sie sahen nicht daß die zerstreuten Stämme Jakobs eben so viele Sendboten waren, deren Gott sich bediente um die Erwartung des Messias an die äußersten Gränzen der Erde zu tragen.

„Fene kühnen Straßen, welche die Römer durch Europa gezogen, und die noch heute be-

stehen als eben so viele Denkmale ihrer Macht und Größe, was waren sie anders als Neubahnen für die Jünger Christi und die Boten Seines Evangeliums?

„Und als Alexander seine siegreichen Schaa ren bis an die Ufer des Cyprats und des Ganges führte, glaubte er nur seinem unerfättlichen Ehrgeize zu fröhnen, und ahnete nicht daß er der christlichen Wahrheit den Weg bahnte und ihre Fortschritte erleichterte.

„Also sind die Menschen, wie groß ihre Macht und Einsicht auch seyn mögen, nichts anderes als Werkzeuge in der Hand Gottes zur Ausführung Seiner menschenfreundlichen Absichten.

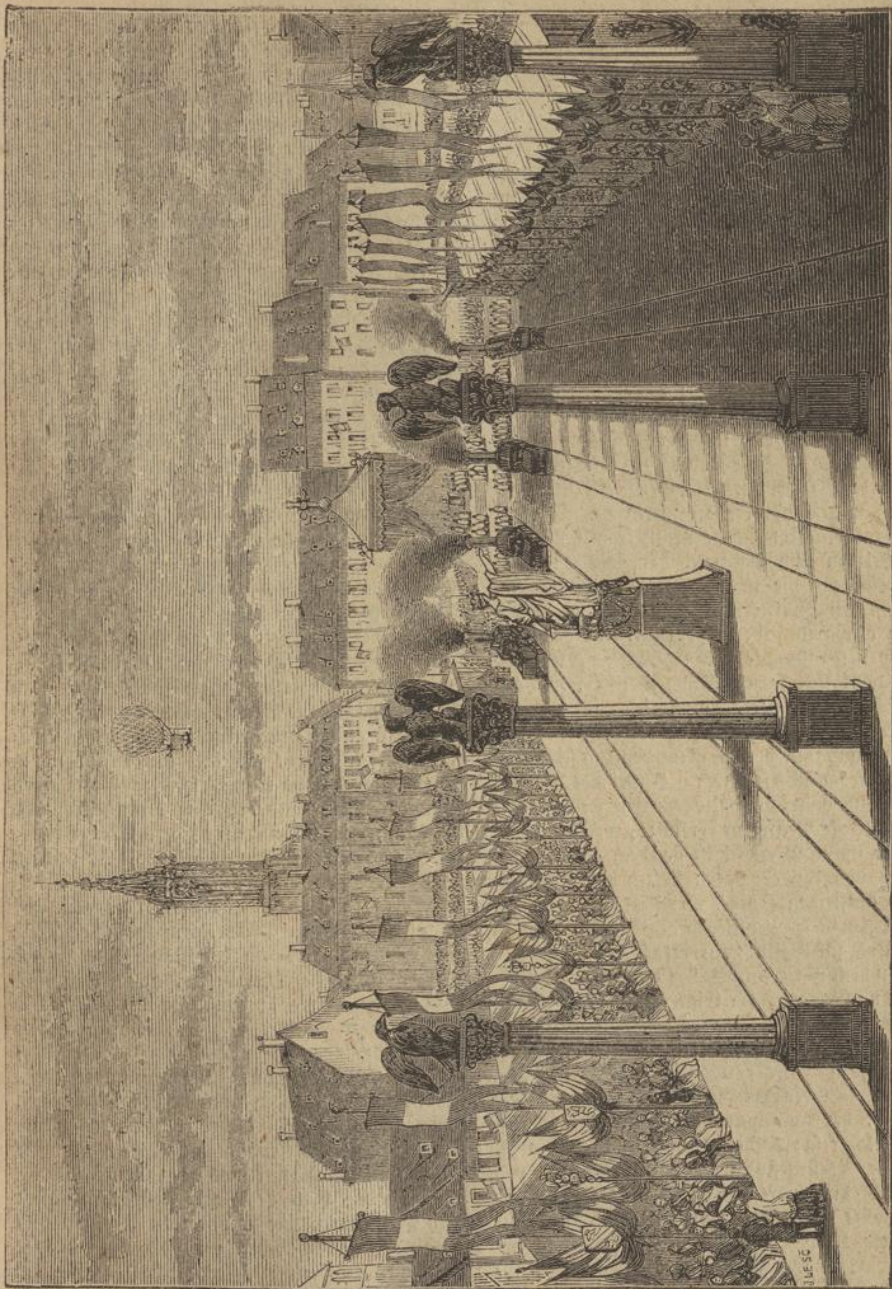
„Es möge demnach, meine Herren, die Industrie immer weiter um sich greifen, und ihre Eisenbahnen vermehren; sie möge den Erdball mit ehernen Ringen umschlingen; sie möge die Kraft des Feuers bestiegen und die Wuth des Dampfes bändigen, um ihren Bahnzügen den Schnellflug des Blitzes zu leihen; — was thut sie? Ohne es zu wissen arbeitet sie an der Vollziehung des göttlichen Willens, und fördert die Verkündung des christlichen Glaubens; die Friedensengel werden mit ihr die Blitz- und Donnerwagen besteigen, an ihrer Seite harren bis in die entlegensten Himmelsstriche, den Bewohnern derselben die frohe Botschaft des Heils bringen, und arbeiten an der Vollendung jener großen Einheit, die Christus am Vorabende Seines Todes zum Preise Seiner Mühen und Leiden von Seinem himmlischen Vater begehrt hat.

„Segne also, o Gott! diese neue Bahn, die heute sowohl der Verbreitung der Wahrheit als der Wohlfahrt des Landes sich öffnet, und welche die mit dem Glauben vereinte Wissenschaft unter Deinen Schirm und Schutz stellt.

„Segne diese Männer, welche mit so umfassendem Kunstsinne und so beharrlicher Hingebung eine neue Quelle von Reichthum eröffnet, und, nachdem sie auf so glänzende Weise ihr Genie bekundet haben, uns in diesem Augenblick einen so rührenden Beweis ihrer Frömmigkeit geben, indem sie über ihre Werke die Segnungen der Kirche ersehen.

„Segne alle diejenigen, welche diesen furchtbaren Maschinen sich anvertrauen werden, um die Entfernungen zu vernichten und den Raum zu verschlingen. Bewahre sie vor allen Unfällen, die für ihren Leib, besonders aber für ihre Seele verderblich werden könnten. Laß nicht zu, daß sie über den Bestrebungen der Zeit die Angelegenheiten der Ewigkeit vergessen.

„Segne, o mein Gott, segne den hochherzigen



Das Einweihungsfest der Eisenbahn von Paris nach Straßburg.

re Macht un
 ankabnen in
 Einm- Ess

 icken Schu
 d des Bors
 zlichen En
 auf er te
 te und in

 ihre Mach
 anderes als
 Ausföhrung
 n.
 en, die Jo
 und ihr
 en Erddal
 e möge die
 Wuth des
 zügen des
 mos hat
 der Wol-
 fördert die
 ; die Frie-
 d Donner-
 ren bis in
 bewohnen
 bringen.
 großen
 de Seines
 Leiden von
 hat.
 Babo, die
 lahmheit als
 und welche
 schaft unter

 so umfafi-
 Dingung
 fner, und
 ihr Gei-
 mblick ein
 heit geben.
 anungen der

 eien furcht-
 erden, um
 in Raum p
 nfallen die
 ihre Zeit
 zu, daß sie
 Angewogen

 sphyriker

Prinzen, der diesem Weibefeste vorsteht, und der, nachdem er Frankreich vor den Gräueln der Anarchie bewahrt hat, nun damit beschäftigt ist, dem Vaterlande die Vortheile des Friedens und die Wohlthaten der Religion zu verschaffen!“

Also sprach der Herr Bischof, und schritt nach beendigter Rede zur eigentlichen feierlichen Einweihung der Eisenbahn und der Locomotiven, gegen die er unter segnenden Worten das Rauchfaß schwang und mit Weihwasser sie besprenzte. Hierauf stieg der Prälat die Stufen des Altars wieder hinan, und ertheilte den Segen der ganzen, großen, zahlreichen Versammlung. Und somit war die heilige Handlung geschlossen!

Ludwig Napoleon stieg nunmehr zu Pferd; das nämliche thaten die Generale und die Offiziere seines Gefolges, und der Zug setzte sich in Bewegung, dem Sternenberg zu und über die Brücke der Kronenburgerstraße. Berittene Gendarmen und Kanoniere eröffneten den Marsch; ihnen folgten stattliche Kürassiere mit blinkenden Helmen und Panzern. Langsam durchritt der Präsident die menschengefüllten Straßen, zwischen den Spalieren der Soldaten durch, und wurde allwärts jubelnd begrüßt. An den Fenstern weheten ihm die weißen Tücher der Damen zu, und Blumensträuße regneten auf ihn und auf sein Gefolge herunter. Freundlich dankte er für diese Beweise der Anhänglichkeit und der Zuneigung, und je mehr er dankend den Hut schwang, desto lauter auch ertönte der Jubel des Volkes. Es mochte ungefähr halb drei Uhr seyn als der Präsident die Präfektur erreichte, woselbst Zimmer für ihn in Bereitschaft standen.

Wer von den geneigten Lesern hat den Luftballen aufsteigen sehen? Der Bote sah ihn über die Meisengasse wegfiegen, als eben Ludwig Napoleon am Gasthof zur Stadt Paris vorbeiritt. In dem unter dem Ballen hängenden Schiffelein stand Godard, der Eigenthümer, und warf Blumensträuße aus, und an den vom Schiffelein niederhängenden Seilen kletterte ein kecker Wagenhals auf und nieder und machte Kunststücke. Es war ein Gefährte Godard's, Triche t mit Namen, der dann später zu ihm in das Schiff flog, als er sah daß ein Gewitter im Anmarsch war. Der Ballen flog über den Rhein und, wegen des drohenden Wetters, suchte Godard seine Fahrt abzukürzen; er ließ Gas durch die geöffnete Klappe entweichen, um dadurch der Erde wieder näher zu kommen. Zwischen den badischen Dörfern Goldscheuer und Rittersburg, oberhalb Kehl, erfah er sich eine bequeme Stelle

zum Landen; neugierig waren Bauern herbeigelaufen, welche die Seile auffingen, die der Luftschiffer ihnen zuwarf, an denen sie den Ballen festhielten und vollends zur Erde niederzogen. Zwanzig Minuten hatte diese Luftfahrt gedauert. Der Bürgermeister von Goldscheuer stellte, auf Herrn Godard's Verlangen, ihm einen Schein aus, war für einen Wagen besorgt zum Transport des Ballens, und um sieben Uhr Abends zogen die beiden Luftschiffer glücklich und wohlbehalten wieder in Straßburg ein, das sie auf eine so außergewöhnliche Weise verlassen hatten.

Der anhaltende Regen, die Folge des schweren, ausgebrochenen Gewitters, welcher gegen drei Uhr zu fallen begann, störte leider manchen frohen Genuß, obgleich er für die lechzenden Fluren eine wahre Wohlthat war. Gleich nach drei Uhr empfing Ludwig Napoleon die verschiedenen Behörden der Stadt, geistliche und weltliche, die Professoren der Fakultäten, die Offiziere der Compagnies und der Regimenter u. s. w. — Um fünf Uhr begann der Reiter- und Wagenzug unserer wackern und fleißigen Landleute, dem Jedermann voll freudiger Erwartung entgegen gesehen hatte. Der Regen brachte auch hier einige Störung hervor, und die Zusammenkunft, welche anfänglich auf den Glacis vor dem Kronenburgerthore seyn sollte, fand nun bei der Fruchthalle Statt, und Reiter und Wagen zogen an den neuen Staben hin um zur Präfektur zu gelangen, woselbst der Präsident in seinem Pavillon sie erwartete. Die Musik eines Kanonier-Regiments eröffnete den Marsch und blies lustige Stückelein. Vor jedem Wagen ritten der Maire und der Adjunkt des Dorfes, mit ihren dreifarbigten Schärpen umgürtet, nebst älteren und jüngeren Bewohnern, die alle ihre schönsten und besten Pferde herausgesucht hatten. Die Wagen, an denen der Name des Dorfes stand welchem sie angehörten, und französische Inschriften, waren durchgängig mit vielem Geschmack und Geschick verziert, und freundlich blickten, trotz des störenden Regens, die frischen, ländlichen Mädchen und Jungfrauen unter ihren mannigfachen Laubgewinden hervor. Man sagt, daß der Präsident eine rechte Freude hatte an diesem eigenthümlichsten Theile des Festes, der für unsere fremden Gäste etwas ganz Neues war.

Gegen das Ende des Zuges stellte der Präfekt dem Präsidenten eine Deputation hübscher und blühender Landmädchen vor, die man in verschiedenen Dörfern ausgewählt hatte. Eine dieser Jungfrauen, die Tochter des Herrn Nitzeng, von Rumerheim, begrüßte den Prinzen mit

folgenden Worten, indem sie ihm einen prächtigen Blumenstrauß überreichte:

„Monseigneur,

„Meine Gefährtinnen gaben mir den Auftrag Ihnen diese Blumen anzubieten. Mögen Sie mit Güte dieselben annehmen, denn sie sind der Ausdruck unserer Dankbarkeit und unserer Ehrfurcht. Nach vier Jahren voller Besorgnisse und Stürme hat uns Gott wieder eine glückliche und reichliche Ernte geschenkt! Seyen Sie mit Ihm dafür gepriesen, Monseigneur, denn in unseren Dörfern weiß heut Jedermann, daß, ohne Ihre edle Hingabe für's Vaterland, wir nicht in Frieden und Ruhe der Wohlthaten uns freuen könnten, womit die Vorsehung uns überhäuset!

„Hoch lebe Ludwig Napoleon!“

Wohlwollend nahm der Prinz die Blumen und die Worte des Dankes auf, und beschenkte die Jungfrauen mit verschiedenen Kleinodien zum Andenken.

Der Zug bestand aus ungefähr 150 Wägen und 1200 Reitern, und dauerte bis nach sechs Uhr, worauf's wieder, nach kurzer Rast und Erholung, den heimatlichen Städtchen, Flecken und Dörfern zugin.

Eine Bemerkung, die der Bote längst schon mit Betrübniß machte, drängte sich ihm auch hier unwillkürlich wieder auf. Er will nämlich von dem Hange sprechen, der in diesem und in jenem Dorfe unter dem jungen weiblichen Geschlechte anfängt herrschend zu werden, und der ganz dazu geeignet ist die schlichten und einfachen Sitten der frommen Vorfahren zu verdrängen. Meinen denn etwa die hübschen Dörfnerinnen, daß die von dem lieben Gott ihnen verliehene natürliche Schönheit durch neumodischen Flitter und Putz, durch auffallenden Wermelschnitt und Fürtücher mit Cordelières erhöht werden könne? Mit nichten! Bleibet der eigenthümlichen aber bescheidenen Tracht und den frommen Sitten der Väter und Mütter getreu, und, wahrlich, ihr werdet wohl dabei fahren!...

Auch das Feuerwerk und die Beleuchtung empfanden den Einfluß des Regens; dennoch war's der Mühe werth sich deswegen den abendlichen Gang nicht reuen zu lassen, und sich dann müde und matt zu Bette zu legen, um neue Kräfte zu sammeln für den morgenden Tag.

Montags frühe zogen die sämtlichen Truppen in die Ruprechtsau, woselbst Ludwig Napoleon, gleich nach sieben Uhr, eine Heerschau über sie hielt. Das Wetter hatte sich aufgehellt, und die Waffen unserer Soldaten glitzerten und

zitzerten in der Morgensonne. Nach gehaltener Musterung theilte der Prinz mehrere Kreuze der Ehrenlegion und Militärmedaillen aus, und ritt sodann mit seinem Gefolge, an der Drangerie vorbei, dem kleinen Rheine zu, woselbst die Pontonniers, zu deutsch Brückenschläger, sehenswerthe Manöver ausführten. Auch hier waren Tribunen errichtet worden, um von diesem erhöhten Standpunkte aus Alles bequem übersehen zu können. Nachdem der Präsident die für ihn bestimmte, prächtig ausgeschmückte Tribüne bestiegen hatte, begannen die verschiedenen Manöver. Mehrere Pontonniers zogen schwimmend eine kleine Flöße an's andere Ufer, auf der sie ihre Kleider und ihre Flinten hatten; drüben angelangt schossen sie die Flinten gegen den Feind ab, und luden wieder auf's Neue; Infanterie wurde auf Schiffen hinübergesetzt, und auf einer Fähre sogar Kanonen mit vorgespannten Pferden; Brücken wurden geschlagen, Soldaten eilten im Schnellschritt hinüber und drängten die den Uebergang wehrenden feindlichen Truppen zurück. Ueberall krachten Kanonen und Flinten, daß einem fast Hören und Sehen verging. — Von hier ging's dann an den großen Rhein, wo ebenfalls eine Schiffbrücke geschlagen wurde. — Nachmittags gab's wieder allerlei Neues in der Ruprechtsau zu sehen; Buden waren dort aufgeschlagen worden mit Viktualien aller Art; zwei hohe Klettermaste mit einladenden Siegespreisen lockten zum Klettern an, und auf der Zuoberhalb der Drathbrücke, wurde ein Schifferstechen oder sogenanntes „Gänsepiel“ abgehalten, das auf beiden Seiten des Flusses eine große Menge Volkes anzog. Man hatte bereits auf die Anwesenheit des Präsidenten bei diesen alterthümlichen, schifferzünftigen Belustigungen verzichtet, die ohne ihn begommen hatten, als auf einmal die Nachricht sich verbreitete, daß Ludwig Napoleon ganz still, ohne allen äußeren Prunk erschienen sey. Und so war's auch. In der offenen Kutsche des Präfekts, in Bürgerkleidern, war er über den Bäckel hergekommen; der Präfekt saß neben ihm, und auf dem Vorderste der General Roguet und einer seiner Adjutanten, alle in bürgerlicher Kleidung. Kaum hatte das Volk ihn erkannt, so brach ein allgemeiner Jubel aus; Alle drängten der Kutsche zu um ihn zu begrüßen und ihm die Hand zu drücken. Der Präsident stieg mit seinen Begleitern aus und mengte sich unter das Volk, indem er bald deutsch bald französisch sprach. Kaum hatte er den Wunsch geäußert das Schifferstechen sehen zu wollen, so bildete sich, eine

Deffnung durch das dicke Gedränge bis zum Flusse hin, worauf das Gänsepiel wieder mit erneuertem Eifer begann.

Abends war wieder Beleuchtung, die diesmal vom Wetter begünstigt war. Im Theater- saale hatte ein glänzender Ball Statt, den die Municipalverwaltung, im Verein mit der Eisenbahnverwaltung, zu Ehren des Präsidenten und der vielen fremden Gäste gab. Der Bote hatte Gelegenheit alle die Herrlichkeiten dieses Balles mitanzusehen, ohne jedoch zu tanzen, was ihm ja natürlich sein Stelzfuß nicht erlaubt hätte, und wenn er von Allem umständlich erzählen wollte, so würde er gar lange nicht fertig werden. Zwischen dem Theater und den Archiven der Präfektur war ein hölzernes Gebäude aufgeschlagen worden, in das man, vom Ballsaale aus, gelangen konnte. Dieß war ein improvisirtes Speise- und Erfrischungszimmer, in welchem man zu essen und zu trinken erhielt, was man nur wollte; man durfte nur fordern. Es war ein ächtes Tischel rüß! Und keinen Heller brauchte man dafür zu bezahlen; man bekam Alles umsonst. Da konnte man leben wie der Vogel im Hanssaamen; Herz was begehrt? Drei Tausend Wachslichter erhellen diesen Speisesaal, der mit kostbaren Tüchern behängt war. — Ungefähr eine Stunde lang wohnte der Prinz dem Balle bei, tanzte einen Contretanz und machte dann, in Begleitung des Maires von Straßburg, die Kunde durch den Saal, um den Damen, mit denen er bekannt geworden, im Vorbeigehen seine Aufwartung zu machen. Der Ball dauerte bis nach drei Uhr des Morgens; schon bleichte der Tag als die letzten Tänzer und Tänzerinnen sich nach Hause begaben.

Am Dienstag fing's an etwas stiller und leerer zu werden in Straßburg, denn Tausende von Fremden fahren mit Dampf wieder ihrer Heimath zu. Am zeh'n Uhr begleitete der Präsident seine ehrwürdige Tante, die Prinzessin Stephanie, nach Baden, und verweilte dort in ihrem freundlichen Schlosse bis Donnerstag Morgens, den 22. Juli, zog sodann gegen elf Uhr wieder zum Austerlitzer Thor in Straßburg ein, durchfuhr in Bürgerkleidern und in der Kutsche des Präfekts, die noch immer festlich geschmückten Straßen unter der Bescheerung von unzähligen Blumensträußen, die, von schönen Händen geworfen, hoch aus den Fenstern ihm zuslogen. Der offene Wagen wurde ganz mit Sträußen, klein und groß, angefüllt. Nach genossenem Frühstück legte Ludwig Napoleon wieder seine

Generalkuniform an, verließ um ein Uhr, abermals in des Präfekts Kutsche, sein Absteigequartier, und fort ging's an die Eisenbahn. Es war der Augenblick des Abschieds. Längs der Straßen die durchzogen wurden standen wieder Truppen aufgestellt, und überall drängte sich das Volk in dichten Massen herbei. Eben schlug's halb Zwei als der gellende Pfiff der Locomotive ertönte, die den Präsidenten und sein Gefolge aus Straßburgs Mauern entführte.

Beim Abschied im Bahnhofe richtete Ludwig Napoleon folgende Worte an die Mitglieder des Straßburger Gemeinderaths: „Meine Herren, ich danke Ihnen für den guten Empfang der mir in Ihrer Stadt zu Theil wurde; mein Herz wird die Erinnerung daran bewahren. Jetzt, da wir eine Eisenbahn haben, werde ich öfters auf Besuch zu Ihnen kommen.“

Das Geläute der Glocken und der Donner der Kanonen auf dem Balle verkündeten weit in die Ferne hinaus den Augenblick der Abfahrt des Präsidenten der französischen Republik, den der Präfekt und die Generale bis nach Zabern begleiteten, woselbst der Zug ein Viertel vor drei Uhr ankam und von dem lauten Jubel einer ungeheuern Volksmasse begrüßt wurde. Hier ward ein kurzer Halt gemacht und ausgestiegen. Wegen des Zaberner Schlosses, in dessen Räumen die Wittwen hoher Staatsbeamten später ein Unterkommen finden sollen, ertheilte Ludwig Napoleon den Bescheid, daß die erforderlichen Arbeiten sogleich möchten beginnen werden, bestieg sodann wieder den Ehrenwagen und fuhr, in Begleitung des Präfekten des Murthe-Departements, der Stadt Luneville zu, übernachtete dort, und kam am Freitag Abend in Paris wieder an, das er am Samstag vorher, Morgens um neun Uhr, verlassen hatte.

— Jetzt wäre des Boten Aufgabe zu Ende; er hat seinen Bericht so getreu und umständlich wie möglich niedergeschrieben, und glaubt nichts Besseres mehr thun zu können, als schließlich noch aus dem tiefsten Innern seiner Seele den Wunsch anzureihen, der gute Gott möge die nunmehr eingeweihte neue Eisenbahn der lieben Vaterstadt und dem lieben Vaterlande zum wahren Nutzen und Segen gereichen lassen, damit der Wohlstand sich mehre durch neues Aufblühen des Handels und der Gewerbe, und damit alle die schönen Hoffnungen sich verwirklichen, die wir freudig nähren in Stadt und Land! Das walte Der bei dem alle Gewalt ist im Himmel und auf Erden, und auf den wir fest und gläubig unsere Zuversicht setzen!

Das Liebespaar.

(Ein Märchen von Andersen.)

Ein Kreisel (die Straßburger Knaben sagen: e Doyf) lagen im Kasten beisammen unter anderm Spielzeug, und da sagte der Kreisel zum Bällchen: „Wollen wir nicht Brautleute seyn, da wir doch in Einem Kasten zusammen liegen?“ Aber das Bällchen, welches von Saffian genähet war, und das sich eben so viel einbildete als ein feines Fräulein, wollte auf dergleichen nicht antworten.

Am nächsten Tage kam der kleine Knabe, dem das Spielzeug angehörte; er bemalte den Kreisel roth und gelb und schlug einen Messingnagel mitten hinein; das sah gerade recht prächtig aus, wenn der Kreisel sich herumdrehte.

„Sehen Sie mich an,“ sagte er zum Bällchen. „Was sagen Sie nun? Wollen wir nun nicht Brautleute seyn? Wir passen so gut zu einander, Sie springen und ich tanze! Glücklicher als wir Beide würde Niemand werden können!“

„So, glauben Sie das,“ sagte das Bällchen; „Sie wissen wohl nicht, daß mein Vater und meine Mutter Saffian-Pantoffeln gewesen sind, und daß ich einen spanischen Kork im Leibe habe?“

„Ja, aber ich bin von Mahagonyholz!“ sagte der Kreisel, „und der Stadtrichter hat mich selbst gedrehselt, er hat seine eigene Drechselbank, und es hat ihm viel Vergnügen gemacht.“

„Kann ich mich darauf verlassen?“ fragte das Bällchen.

„Möge ich niemals die Peitsche bekommen, wenn ich lüge!“ erwiderte der Kreisel.

„Sie wissen gut für sich zu sprechen,“ sagte das Bällchen; „aber ich kann doch nicht; ich bin mit einer Schwalbe so gut wie versprochen; jedes Mal, wenn ich in die Luft fliege, steckt sie den Kopf zum Neste heraus und sagt: „Wollen Sie?“ und nun habe ich innerlich ja gesagt, und das ist so gut wie eine halbe Verlobung; aber ich verspreche Ihnen Sie nicht zu vergessen!“

„Ja, das wird viel helfen!“ sagte der Kreisel, und so sprachen sie nicht mehr mit einander.

Am nächsten Tage wurde das Bällchen von dem Knaben vorgenommen. Der Kreisel sah, wie es hoch in die Luft flog, gleich einem Vogel; zuletzt konnte man es gar nicht mehr erblicken; jedes Mal kam's wieder zurück, machte aber immer einen hohen Sprung wenn's die Erde berührte, und das geschah entweder aus Sehnsucht nach der Schwalbe, oder weil's einen spanischen Kork im Leibe hatte. Das neunte Mal aber blieb das Bällchen weg und kam nicht wieder; und der Knabe suchte und suchte, aber weg war es,

„Ich weiß wohl wo's ist!“ seufzte der Kreisel, „es ist im Schwalbenneste, und hat sich mit der Schwalbe verheirathet.“

Je mehr der Kreisel daran dachte, um so mehr wurde er für das Bällchen eingenommen; gerade weil er's nicht bekommen konnte, darum nahm seine Liebe zu; daß es einen Andern genommen hatte, das war das Eigenthümliche dabei; und der Kreisel tanzte herum und schnurrte, dachte aber immer an das Bällchen, welches in seinen Gedanken immer schöner und schöner wurde. So verstrich manches Jahr, und nun war es eine alte Liebe. Und der Kreisel war nicht mehr jung! aber da wurde er eines Tages ganz und gar vergoldet; nie hatte er so schön ausgesehen; er war nun ein Goldkreisel und sprang daß er schnurrte. Ja, das war doch noch Etwas, aber auf einmal sprang er zu hoch und — weg war er!

Man suchte und suchte, selbst unten im Keller, doch er war nicht zu finden. — Wo war er?

Er war in den Kehrichtkasten gesprungen, wo Allerlei lag: Kohlstücken (Kruttdorke), sagen die Straßburger), Kehricht und Schutt, welcher von der Dachrinne herunter gefallen war.

„Nun liege ich freilich gut! Hier wird die Vergoldung bald von mir verschwinden; ach, unter welches Gefindel bin ich hier gerathen!“ und dann schielte er nach einem langen abgeblättern Kohlstück, und nach einem sonderbaren runden Dinge, welches wie ein alter Apffel aussah; — aber es war kein Apffel, es war ein altes Bällchen, welches viele Jahre in der Dachrinne gelegen hatte und vom Wasser ganz durchdrungen war.

„Gott sey Dank, da kommt doch einer unsers Gleichen, mit dem man sprechen kann!“ sagte das Bällchen, und betrachtete den vergoldeten Kreisel. „Ich bin eigentlich von Saffian, von Jungfrauen-Händen genähet, und hab' einen spanischen Kork im Leibe, aber das wird mir wohl Niemand ansehen. Ich war nahe daran mich mit einer Schwalbe zu verheirathen, allein da fiel ich in die Dachrinne, und darin habe ich wohl fünf Jahre gelegen und bin ausgequollen! Glauben Sie mir, das ist eine lange Zeit für ein junges Mädchen!“

Aber der Kreisel sagte nichts, er dachte an sein altes Liebchen, und je mehr er hörte, desto klarer wurde es ihm, daß sie es war.

Da kam das Dienstmädchen und wollte den Kasten umwenden: „Heiße, da ist der Goldkreisel!“ sagte sie.

Und der Kreisel kam wieder zu großem Ansehen und Ehre, aber vom Bällchen hörte man

nichts, und der Kreisel sprach nie mehr von seiner alten Liebe; die vergeht, wenn die Geliebte fünf Jahre lang in einer Wasserrinne gelegen hat und ausgequollen ist; ja man erkennt sie nicht wieder, wenn man ihr im Rehrichkasten begegnet. —

In diesem Märchen, meint der Hinkende Bote schließlich, könnte sich manche alte Jungfer, die in ihrer Jugend verschleht war, prächtig spiegeln, und auch dabei voll bitterer Reue an der Nase sich zospfen.

Das Mütterchen im Schnee.

Unweit Königsmusterhausen, in der Churmark Brandenburg in Preußen, lebte zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein altes Mütterlein, arm an zeitlichen Gütern, aber reich an Liebe zu Gott und zu den Menschen, denen sie, so viel in ihren geringen Kräften lag, mit Freuden half und diente. Als im Jahr 1786 ein großer Schnee fiel, war das kleine, auf der Haide verlassen und einsam stehende Häuschen, worin Mutter Lisbeth wohnte, gleichsam zugeschneit, und der Weg dahin fast gänzlich verdeckt. Zum Glück dachte die Gattin des Amtmanns im Orte an die Noth dieser alten Frau, die sie kurz vorher durch einige edle Züge kennen gelernt hatte, und befahl sogleich ihrem Hausknecht sich durch den Schnee einen Weg zu bahnen zum Häuslein der armen Lisbeth. Mit vieler Arbeit und Mühe gelangte der Hausknecht zu der stillen Wohnung; Lisbeth lag auf dem Bette und rief ihm mit freudig-lächelnder Miene entgegen: „Nun erfahre ich in Wahrheit, daß das Vertrauen auf Gott den Menschen nicht sinken läßt. Schon seit zwei Tagen bin ich von allen Menschen verlassen, aber zu Gott habe ich immer festes Vertrauen gehabt, daß Er mich nicht verlassen und versäumen werde; und nun, da die Noth am größten ist, ist auch Seine Hilfe am nächsten.“

Hierauf bat sie den Hausknecht der Amtmannin, er möge ein wenig Wasser holen, damit sie eine Mehlsuppe zur Fristung ihres Lebens bereiten könne. Dieser stand ihr treulich bei, und während sie mit großem Appetit die kräftige Suppe verzehrte, erzählte sie ihm eine Geschichte aus dem ersten Jahre ihrer Ehe, worin sie, bei augenscheinlich großer Noth, besondere Hilfe und Segen von Gott erfahren hatte, und endete mit dem Wunsche: „D wenn ich nur mein Vertrauen auf Gott jedem Menschen ins Herz legen könnte! Nichts sonst in der Welt macht so ruhig und zufriednen, und lehret so geduldig ausharren im Unglück!“ — Hast du dieß auch schon an dir selbst erfahren, lieber Leser?

Der wohlthätige Bischof.

Vor langer, langer Zeit lebte zu Bamberg, im Beyerland, ein frommer Bischof, Otto mit Namen, der später den slavischen Völkern in Pommern das Evangelium verkündigte. Diesem Bischof Otto von Bamberg wurde einstmals, in der Fastenzeit, da die Fische sehr theuer waren, ein kostbarer Fisch auf die Tafel gebracht. Sogleich ließ er seinen Verwalter rufen, und sagte in ernstem, aber doch mildem Tone zu ihm: „Gott behüte, daß der elende Otto heute allein so viel Geld verzehren sollte; bringet diesen theuren Fisch meinem Christus, der mir viel theurer werth seyn muß, als ich selbst mir bin! Traget ihn darum zu einem hin, den Ihr auf dem Krankenlager findet. Für mich, einen Gesunden, ist Brod gut genug und reicht zu meiner Sättigung hin.“

Einst war dem Bischof Otto ein köstlicher Pelz geschenkt worden. Er sollte denselben, zum Andenken an den vornehmen Geber, für seinen eignen Leib verwenden. Der Bischof ließ dem geneigten Geber vermelden, daß, da dieser Pelz eine besondere Liebe zu ihm beweise, so wolle er, zum Andenken an seinen Freund und Gönner, dafür sorgen, daß das Geschenk wohl aufbewahrt, nicht von Motten und Rost gefressen, und auch nicht von Dieben gestohlen würde. — Bischof Otto hatte genaue Kunde von allen Kranken und Elenden in der Stadt, und bemühte sich zu helfen und Trost zu bringen, wie und wo er nur konnte. Er sprach nun zu einem seiner Diener: „Nimm diesen schönen Pelz und bring ihn jenem Lahmen, welcher krank und von Geschwüren geplagt, zu Bette liegt.“ — So kam der Pelz an einen von ihm genannten und bezeichneten Kranken, der für die ganze Nachbarschaft ein Gegenstand des Ekels war. — Bei einer großen Hungersnoth rettete er Viele aus dem armen Volke durch seine Mildthätigkeit, welche aus dem reinsten und liebevollsten Herzen stammte.

Auflösung der Räthsel und Charaden.

1. Die Dber (ber Stuf) und ober das Bitt-
- bwort. — 2. Bittstüdt.
4. Das Bett. — 5. St. St. St. St. St. St.
- Etirchlin. — 7. Eine Stube oder ein Kch.
8. Bbarr uhn unngg. — 9. Schilfftr.
10. B. B.